

Jan Rüdiger

Aristokraten
und
Poeten

EUROPA IM MITTELALTER



BAND 4

Abhandlungen und
Beiträge zur historischen
Komparatistik

Herausgegeben von
Michael Borgolte

Jan Rüdiger

Aristokraten und Poeten

Die Grammatik einer Mentalität
im tolosanischen Hochmittelalter



Akademie Verlag

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation
ist bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich.

ISBN 3-05-003594-3

ISSN 1615-7885

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 2001

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier.
Das eingesetzte Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Photokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

Einbandgestaltung: Jochen Baltzer, Berlin
Druck und Bindung: Hubert & Co, Göttingen

Printed in the Federal Republic of Germany

Inhalt

Vorbemerkung	9
Einleitung	11
1 Der Rahmen	31
Das Land 31 · Der Ort 33 · Die Menschen 35 · Die Stadt 37	
I ARISTOKRATEN	
2 Ein Ereignis: Der «Fall Mauran» 1178	39
3 Annäherung an das Patriziat	45
Die Kriterien 45 · Praenomina 48 · Cognomina 53 · Einige Familien 55 · Brüder und Schwäger: die Regeln des Konsulats 58 · Ehrenmänner 63 · Kirchliche Einrichtungen 66	
4 Eine Familie	70
Lebende und tote Verwandte 71 · Ein Patrizier und sein Handeln mit Geld 78 · Stadt und Land I: Sichtbare und unsichtbare Schulden 82	
5 Handeln mit dem Boden	88
Herren 91 · Herrschaft 93 · 1189: Die Waffen sprechen, die Quellen schweigen 98	
6 Religiositäten	101
Raimon VI.: die Konstruktion eines Ketzerfürsten 104 · Alltägliche Heterodoxie 160 · <i>Cels que fan lo segle camjar...</i> 108	
II POETEN	
7 Latein	115
Die Zungen der Kirche 116 · Das Latein der Laien 119	

8	Okzitanisch	126
	Eine Hochsprache entsteht 126 · Situationen der Triglossie 131 · Schriftkultur und Redekultur: die Kunst der Kanzone 133 · Eine Sprache für Auctoritates 138 · «Alle Dinge der Welt...» 142	
9	<i>En cort</i> : Ort und Zeit für die Cortesia	147
	Baulichkeiten 147 · Tolosanische Trobadors 150 · «Oben und unten» 156 · Die «tolosanische Leere» 158 · Ein einzigartiges Fest: Belcaire 1174 · 162 · Das höfische Kontinuum 166 · Die Kunst des Machthandels 168 · Die Kunst der Unordnung 171	
10	Die Regeln der Regellosigkeit	174
	<i>Escola dels bons</i> 174 · «Ins Saeculum passen» 176 · Der Blick aus der Nähe: Ein Weihnachtsfest mit Dalfin d'Alvernha 180 · Der Blick aus der Ferne I: Ein Abend mit Raimon VI. 182 · Der Blick aus der Ferne II: Ein Essen mit Vizegräfin Ermengarda 186 · «Textuelle Gemeinschaften» 188	
11	Symbolische Syntax: die klassische Rede	191
	Angewandter Klassizismus: Redekunst 191 · Angewandter Klassizismus: Hegemonie 193 · Angewandter Klassizismus: Elitebildung 196	
12	Symbolische Semantik: die barbarische Rede	199
	Sprechen wie die Götter 200 · Der gerechte Preis eines Liedes 204	
13	Symbolische Pragmatik: die maurische Rede	210
	Andalusien vom Kalifat zu den Almohaden 211 · Gold, Sklavinnen, Lieder: Wege der Appropriation 214 · Eine Dichtung für Aristokraten 220	
14	Die Grammatik einer Mentalität	223
	Standesdichtung? 223 · Liebesdichtung? 227 · Einige Lesarten der <i>fin' amor</i> 229 · Die Cortesia, eine Mentalität 233 · Theorie der Grammatik der Mentalität 235	
15	Kein Ritter, keine Frau, kein Priester: die Themen der Cortesia	239
	Der Mensch 239 · Gott 240 · Politik 244 · Waffen 246 · Das Spiel mit dem Feuer und Schwert 249 · Turniere mit Worten 255 · Eine tolosanische Rede 257	
16	Zwei Welten kollidieren	262
	Ein freier Mann 262 · Ein Leibeigener 263 · Der Gegenschlüssel 269 · Vorstellungen vom Dienen 272	

17	Verhandlungen um die Ehre	274
	Der Kompromiß als Institution: die <i>Convenientia</i> 275 · Der Kosmolog der <i>Cortesia</i> 278 · Wie bemißt sich der Wert eines Wortes? 281	
18	Wer ist der Herr?	283
	Die Streitsache Saverdun 283 · Zwei Versionen einer Beziehung 286 · Der Gebrauch des <i>Dominus</i> 289 · Neuerungen unter Großen 294 · Neuerungen unter den <i>pros</i> : Der Fall Miraval 296 · Reden über Neuerungen 299	
19	Rosenkränze für Gençana: Das Morphem Frau	304
	In der außerhöfischen Rede 303 · In der höfischen Rede 304 · In der Praxis: <i>Concubina</i> und <i>Amasia</i> 306 · In der Praxis: <i>Domina castri</i> , <i>Virago</i> und <i>Perfecta</i> 308 · Die polysemische Frau 312 · Die <i>Domna</i> und die <i>Qayna</i> 313 · Das ‚deep play‘ des <i>Trobadors</i> 318	
20	Eine höfische Dämonologie	321
	Schiedsgerichte 321 · Die Streitsache Urgell : Vorstellungen im Konflikt 324 · Gold, Smaragd und kalte Zeiten 326 · Das «bittere Schiedsgericht» 328 · Sozialapotropäik 332	
III DIE MACHT DER SCHÖNEN WORTE		
21	Eine neue Kommune	337
	Das patrizische Regime 335 · Machtwechsel im Konsulat 337 · Die «Popularen» 338 · Ein neues Bild der Kommune 341 · Die offensive Kommune 342 · Der kollektive <i>pros</i> 344	
22	Patrizier und Popularen: Konflikte	350
	Stadt und Land II: Die Loyalitäten der Aristokratie 348 · Innerstädtische Machtproben 350 · <i>Miles</i> und <i>dominus</i> : Strategien des Schweigens 354	
23	Patrizier und Popularen: Regelungen	362
	Von der Konfrontation zum Konnubium 360 · Ein Bild von einem Mann 363 · «Ein Kapital von hundert Seufzern» 368 · «Mein Lied gehört jedem»: Das Integrationspotential der <i>Cortesia</i> 372	

IV « TOLOSA E PARATGE »

24	Eine Chronik des Albigenserkrieges	379
25	1211: Die Galgen von Lavaur 1209-10: die Ereignisse 385 · Die Strategie des Bischofs 387 · «Bienengesumm» 390 · Eine patrizische Familie: die Castelnou 392 · Straßenkämpfe 394 · 1211: die Ereignisse 396 · Das höfische Idealpaar von Lavaur 397 · Die Cortesia ist sprachlos 400 · Zwei signifikante Tode 403 · «Einheit, wie sie niemals besser gewesen ist» 407	385
26	1213: Das Epos als Cortesia Verhandlungen mit einem <i>hom de femnas</i> 411 · «Unser König» 415 · Belohnungen 417 · <i>Tornar e'l joi</i> : Der Krieg wird sagbar 420 · <i>Messatges e letras</i> : Stilpraxis 424 · Muret, 12. September 1213 426	411
27	1217: Die Cortesia als Epos I Dicta: Die <i>Cançon de la Crosada</i> 428 · Den Kampf begründen 431 · Die Theologie der <i>eretat</i> 433 · Ein Epos der Sprachkultur 437 · <i>Paratge</i> 440 II Facta: 1213-16: die Ereignisse 447 · Ein Redner ergreift das Wort 450 · Ein Epos der Liebe 453 · Der epische Zweikampf: Enganh gegen Dreitura 456 · 1216: Widerstand und Aufstand 458 · Tolosa und Paratge: das Heldenpaar der Cortesia 462 · Die Auferstehung von Paratge 465 · Die Stimme der Stadt 470 · Wer kämpft? 472 · Eine Cortesia für alle und jeden 475 · Der <i>rector</i> und der <i>dreiturier</i> : eine politische Theologie Raimons VI. 477 · An die Fundamente der Cortesia 483	428
28	1226: Tolosa ohne Paratge Der Preis des Sieges 486 · Kämpfe ums Konsulat 489 · Die Macht der <i>pariers</i> 490 · Stadt und Land III: Solidaritäten unter <i>pros</i> 493 · Eine neue Sprache 495 · Tolosa kapituliert 498 · Paratge kapituliert 499	486
	Schluß	505
	Anhang Abbildungen 513 · Abkürzungen- und Siglenverzeichnis 516 · Quellen- und Literaturverzeichnis 517 · Register 534	513

Vorbemerkung

In all den Jahren, in denen ich mich mehr oder minder im mittelalterlichen Okzitanien aufhielt, habe ich manche Unterstützung empfangen, für die ich dankbar bin – vor allen anderen meinen Eltern, ohne die ich diese Geschichte nicht hätte schreiben können, und meiner Frau Sabine, ohne die ich d i e s e Geschichte nicht hätte schreiben wollen.

Sie ist vor allem in Hamburg entstanden, doch habe ich die *stabilitas loci* zu verschiedenen Gelegenheiten nicht ganz streng eingehalten. Ein Stipendium des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes ermöglichte es mir, ein Wintersemester an der Universität Sheffield zu verbringen und mich dort unter anderem ausgiebig dem Albigenserkrieg zu widmen. Mit einem weiteren DAAD-Stipendium konnte ich zwei Jahre später an der Universität Toulouse-Le Mirail studieren und die reichhaltige Bibliothek des Institut d'Études Méridionales nutzen. Der Friedrich-Ebert-Stiftung verdanke ich mein Promotionsstipendium und die damit verbundenen Reisen nach Toulouse, Poitiers und London, der Region Languedoc-Roussillon die Einladung zu einem sehr lohnenden Kolloquium in Montpellier. Die letzte Phase der Arbeit an diesem Buch wurde mir wesentlich erleichtert durch das Institut for europæiske Studier der Universität Aalborg, das mir nicht nur ein Forschungsstipendium, sondern auch seine Ausrüstung und Baulichkeiten uneingeschränkt zur Verfügung stellte.

Während dieser Jahre habe ich in den Forschungskolloquien in Basel, Bonn und Aalborg sowohl aus den Diskussionen um meine eigene Arbeit als auch aus den Begegnungen mit den Vorhaben anderer viele Anregungen erhalten, vermutlich weit mehr, als mir bewußt ist. Daher sei hier für hilfreiche Kritik und neue Fährten namentlich nur zwei Gesprächspartnern gedankt, nämlich Prof. Philippe Martel und Prof. Gérard Gouiran in Montpellier. Meinem Basler Doktorvater, Prof. Dr. Achatz von Müller, und dem Korreferenten, Prof. Dr. Olivier Millet, danke ich für ihre stete Bereitschaft, sich auf meine Arbeit einzulassen, für manche Ermutigung und für die schöne *disputatio*, nach welcher diese Studie im Sommersemester 1998 von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel als Dissertation angenommen wurde. Und besonders bin ich Prof. Dr. Michael Borgolte für sein Engagement dankbar, welches nicht zuletzt ermöglicht hat, daß dieses Buch nun zu Berlin im Akademie-Verlag erscheinen kann.

Einleitung

– Ah, s'écria le comte avec une sorte de rire effrayant, que voilà bien l'héritier de ce terrible Simon de Montfort qui dressa les bûchers des Albigeois, réduisit en cendres la délicate civilisation d'Aquitaine! Le Languedoc, au bout de quatre siècles, pleure encore ses splendeurs détruites, et tremble au récit des horreurs décrites... Vous êtes l'envahisseur! Homme du Nord! Homme du Nord! que faites-vous à ma table?¹

Joffrey de Peyrac, „dernier descendant des illustres comtes de Toulouse“, Gelehrter, Troubadour („Amore! amore!“), Traumgatte der schönen Angélique und sehr bald Opfer (sonnen)königlicher Eifersucht und klerikaler Sinnenfeindlichkeit, lehrte Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts ein Millionenpublikum jenes verlorene Land lieben, das die „hommes du Nord“ in Schutt und Asche gelegt hatten. In anderen Idiomen wurde und wird seitdem derselbe Antagonismus immer wieder konstruiert: von massenwirksamen Roman- und Kinoerfolgen wie Angélique über die historischen Projektionen des okzitanischen Regionalismus² und seine These vom „colonialisme intérieur“ (Robert Lafont) sowie eine zeitgemäß-unverbindliche Sympathie für ein Land, das Frauen und Minderheiten (Ketzern, Juden, Arabern) anscheinend einen bemerkenswert großen Platz einräumte,³ bis in die Historiographie. Wenn Paul Zumthor 1993 von „la défaite des Occitans à Muret, condamnant la civilisation la plus brillante du haut Moyen Âge“⁴ spricht, sagt er nichts anderes als Joffrey de Peyrac: eine plausible heutige Wahrheit.

In der Konstruktion dieser Antinomie wird das Okzitanien vor 1209 bedenkenlos als ein Land von Frieden, Toleranz, Wohlstand und einem allgemeinen, durch die Abundanz an Liebesliedern hervorgebrachten Wohlbehagen gebraucht. Das Paradigma der Tragödie geht dabei stets auf Kosten einer Historisierung des Okzitanien vor 1209 ohne den Opferfinalismus. Dieses unerforschte Land verstehen zu wollen, war mein Grund, dieses Buch zu schreiben.

1 Anne und Serge Golon, Angélique, marquise des anges. Paris 1985 (erstmalig 1956), 236f. Der angesprochene „envahisseur“ ist 1656 der Erzbischof, der Joffrey de Peyrac der Inquisition ausliefern wird.

2 Die ersten Protagonisten waren die um Simone Weil versammelten Intellektuellen der Vichy-Zeit, die 1943, inspiriert durch die neuerliche Ankunft von Tod und Verderben bringenden Barbaren aus dem Norden, das richtungweisende Sonderheft der Cahiers du Sud mit dem Titel Le génie d'oc et l'homme méditerranéen herausgaben.

3 Vgl. etwa Lothar Baier, Die große Ketzerei. Berlin 1979. Aber auch ein wissenschaftliches Werk wie Ghil, L'âge de Parage (1989) sichert sich – jedenfalls im Lande der ‚political correctness‘ – gegen den drohenden Vorwurf der Irrelevanz mit dem Hinweis auf die „dissidente Kultur“ Okzitaniens im „christlichen Feudalzeitalter“ und empfiehlt sie Frauen und Afroamerikanern als historische Begegnung.

4 Paul Zumthor, La mesure du monde. Représentation de l'espace au moyen âge. Paris 1993, 33. Zur Schlacht von Muret 1213, die vermutlich den Albigenserkrieg entschied, vgl. Kap. 26

Ende der sechziger Jahre machte sich die historische Zunft im vom Regionalismus bewegten Okzitanien daran, dem Image d'Épinal des französischen Feudalzeitalters ein autochthones Modell entgegenzusetzen. „Les structures sociales de l'Aquitaine, du Languedoc et de l'Espagne au premier âge féodal“ lautete der Titel des CNRS-Kolloquiums, das im März 1968 in der neuen geisteswissenschaftlichen Universität Toulouse-Le Mirail stattfand. Die Konstruktion eines eigenen Image d'Épinal erfolgte nicht – im französischen Bildungswesen bestand und besteht auch keine Nachfrage⁵ –, aber es gelang, die Diskussion über die rein negative Deutung eines südlichen „féodalisme incomplet“ aus Ganshofs Zeiten hinauszubringen und zugleich das praktische Erlöschen aller Bindungen an die „französische“ Monarchie ab dem 10. Jahrhundert als signifikantes Faktum zu werten.⁶ In den siebziger Jahren erschienen große Monographien über einzelne Regionen, die Provence⁷ und Katalonien;⁸ das Languedoc blieb demgegenüber ein wenig im Schatten.⁹ Auf dem vom CNRS und der École française de Rome organisierten Kolloquium „Structures féodales et féodalisme dans l'Occident méditerranéen (X^e-XIII^e siècles)“ im Oktober 1978 in Rom fand, auch damit den Zeitläuften folgend, die Auseinandersetzung um das Wesen des okzitanischen „Feudalismus“ ihren grenzüberschreitenden Rahmen und nicht zuletzt durch die Beteiligung der Großen der französischen Mediävistik ihre Kanonisierung.¹⁰ Seit diesen und mehreren weiteren Kolloquien¹¹ ist nicht nur der enge Zusammenhang der Regionen zu

- 5 Das ergibt eine Durchsicht der entsprechenden Schulbücher. Der Unterrichtsschwerpunkt „Das Mittelmeer des 12. Jahrhunderts“, das sich einer wenigstens kursorischen Erwähnung des mediterranen „Frankreich“ anbieten würde, ignoriert diesen Raum beinahe systematisch. In *Histoire: Classe de seconde. Les fondements du monde contemporain*, Paris 1996, geht auf einer Kartenskizze der I. Kreuzzug von Paris und von Worms aus, ohne daß Urbans II. Aktion oder Graf Raimon IV. „de Saint-Gilles“ irgendwie dargestellt würden. Auf anderen Kartenskizzen wird das „Royaume de France“ stets ohne die – tatsächlich bis 1258 zum *Regnum Francorum* gehörende – Grafschaft Barcelona dargestellt und damit die heutige französisch-spanische Grenze ins hohe Mittelalter projiziert. Den beiden Zeilen über den Katharismus ist zu entnehmen: „il se répand entre l'Italie du Nord et la péninsule ibérique“ – sachlich sicher zutreffend, aber doch seltsame Prioritäten evozierend. Der Band *Littérature 2^{de}. Textes et méthodes*, Paris 1996, faßt den historischen Hintergrund der hochmittelalterlichen Literatur unter der Überschrift „Vers l'unité nationale“ zusammen und erwähnt nicht einmal in dem Sonderkapitel „La littérature courtoise“ das Wort „troubadour“. Diese Stichproben sollte sich vor Augen halten, wer hofft, innerhalb weniger Jahrzehnte Einfluß auf ein staatliches Geschichtsbild nehmen zu können.
- 6 Der Befund ist sehr alt. *Luchaire*, *Institutions monarchiques* (1891), II 37ff., hebt bereits hervor, daß unter den großen „französischen“ Fürstentümern allein die Comté de Toulouse bei Homagia an den König und Entsendung von Truppen fehlt. Neu in den 60er Jahren war die Bereitschaft, die Region nicht mehr vom Blickpunkt der „France incréée et indivisible“ aus zu betrachten.
- 7 *Jean-Pierre Poly*, *La Provence et la société féodale, 879-1166. Contribution à l'étude des structures dites féodales dans le Midi*. Paris 1976.
- 8 *Pierre Bonnassie*, *La Catalogne du milieu du X^e à la fin du XI^e siècle. Croissance et mutation d'une société*. Toulouse 1975-76; überarbeitete Neuausgabe unter dem Titel *La Catalogne au tournant de l'an mil. Croissance et mutations d'une société*. Paris 1990.
- 9 Nicht zuletzt deswegen, weil die Beschäftigung mit dem ‚Languedoc‘ als einer Einheit fast nur a posteriori möglich ist. *Élisabeth Magnou-Nortiers* große Untersuchung, die die sozialen Strukturen nur bis Mitte des 11. Jahrhunderts behandelt, zeigt schon im Titel, wie umständlich eine korrekte Terminologie ist: *La société laïque et l'Église dans la province ecclésiastique de Narbonne (zone cispyrénéenne) de la fin du VIII^e à la fin du XI^e siècle*. Toulouse 1976.
- 10 Vgl. *Georges Duby*, *Féodalités méditerranéennes*, in: *Le Monde*, 27. Oktober 1978, 32. Die metropolitanen Leser erfuhren von Duby, daß „l'hégémonie longtemps détenue par l'érudition allemande, belge, parisienne s'était effritée“ und damit den Blick auf den Süden Europas und „une ‚féodalité‘ parfaitement autochtone“ freigemacht habe.

beiden Seiten der Pyrenäen gewissermaßen institutionalisiert; die Erforschung des okzitanischen „Feudalismus“ (mit oder ohne Anführungszeichen)¹² wurde und wird weiterhin in aller Breite und Tiefe betrieben.¹³

Wie stellen nun diese Forschungsergebnisse, soweit sie sich – nicht zuletzt als Ergebnis regionaler und kommunaler Inanspruchnahme des historischen Erbes¹⁴ – zu einem Modell verdichtet haben,¹⁵ das tolosanische Okzitanien dar?

Lange war es üblich, der flächenmäßig enormen Ausdehnung der Länder der *Dei gratia comites Tolose, duces Narbone, marchiones Provincie* ihre „effektive“ Machtlosigkeit entgegenzustellen (so noch Bonnassie 1989) und womöglich mit der „straffen Herrschaftsorganisation“ der Normandie und der „Konsolidierung der Königsmacht“ in der kapetingischen Krondomäne zu kontrastieren. Verschiedene Farbschattierungen in den Geschichtsatlanten ließen die Ausdehnung der gräflichen Ansprüche noch großartiger erscheinen als ihre Titel, ihre wirkliche Herrschaftsgewalt aber auf wenige, geographisch unzusammen-

-
- 11 Unter anderen: Les pays de la Méditerranée occidentale au Moyen Âge: études et recherches (Perpignan 1981) und Les sociétés urbaines en France méridionale et en Péninsule Ibérique au Moyen Âge (Pau 1988).
 - 12 Auch diese Debatte blieb von den leicht ins Destruktive umschlagenden Streits um die Rechtfertigung des Konstrukts Feudalismus, seine Typologisierung, seine enge institutionelle oder weite sozioökonomische Definition nicht verschont. Ich halte es auch nach Susan Reynolds' sorgfältiger Hinterfragung seiner „Realität“ (Fiefs and vassals, 1994) noch für sinnvoll, wenn man ihn mit Georges Duby als „la féodalité – une mentalité médiévale“ versteht: ein Repräsentationssystem, dessen Konstituenten u.a. eine Idee von vielschichtiger Hierarchie sowie ein durch bestimmte Gaben und Gegengaben formalisiertes Verhältnis zwischen Menschen sind.
 - 13 Die wesentliche Differenz entstand über die Frage, ob das ‚Languedoc‘ nach der berühmten Krise des 11. Jahrhunderts eine weitgehend „feudalisierte“ Region geworden war – ein Standpunkt, der namentlich von Bonnassie vertreten wird – oder ob Formen und Vokabular der „feudalen“ Beziehungen eher unsystematisch in einen anderen soziopolitischen Kontext übernommen wurden – dieser Standpunkt wird u.a. von Magnou-Nortier und Bisson vertreten. Vieles in dieser Auseinandersetzung kann auf unterschiedliche Terminologie, Chronologie, Typologie zurückgeführt werden. Zu untersuchen wäre, warum die „feudale“ Terminologie so gegensätzliche Interpretationen zuläßt, also zu fragen, wer wann wozu diesen Konzeptvorrat nutzte. Das tue ich inzidentell in den Kapiteln 4 (auf Tolosa bezogen) und 17 (auf das Land bezogen).
 - 14 Der Katalog zu der präventiven Ausstellung De Toulouse à Tripoli: la puissance toulousaine au XII^e siècle, die 1989 zur 800-Jahr-Feier der „indépendance municipale“ (so das Titelblatt) im Augustiner-museum zu Toulouse stattfand, hat nicht zuletzt des großen (lokal-? regional-?) politischen Gewichts wegen, mit dem die Ausstellung befrachtet wurde, einen gewissen normativen Charakter. Die Tendenzen im Denkmalschutz, auf dem regionalhistorischen Buchmarkt und in der politischen Rhetorik der Kommune ebenso wie der Erfolg der Ausstellung selber sind Indizien für einen gewachsenen Bedarf an einem konzisen Bild der eigenen Geschichte. In dem Katalog stellen es Gérard Pradalié (Cadres de vie économique dans le Comté de Toulouse au XII^e siècle) und Pierre Bonnassie (Culture et société dans le Comté de Toulouse au XII^e siècle) bereit. Seither ist diese „invention of tradition“ zum festen Bestandteil der städtischen und regionalen Selbstdarstellung geworden, etwa wenn der langjährige Maire Dominique Baudis einen Roman mit dem Titel Raimond, le Cathare veröffentlicht und keinen Zweifel daran läßt, wer das „je“ ist, das spricht (vgl. Kap. 24).
 - 15 Die erste Gesamtdarstellung, die die oben beschriebenen Ergebnisse in einer Synthese zusammenstellte, war 1979 die von André Armengaud und Robert Lafont herausgegebene Histoire d'Occitanie. Die beste mir bekannte Überblicksdarstellung ist Linda Paterson, The world of the troubadours (1993). Auch in der traditionsreichen Reihe La vie quotidienne... hat inzwischen einen von zwei ausgewiesenen Kennerinnen des mittelalterlichen ‚Languedoc‘ verfaßte Überblicksdarstellung erschienen: Geneviève Brunel-Lobrichon/Claudie Duhamel-Amado, Au temps des troubadours, XII^e-XIII^e siècles. Paris 1997.

hängende Regionen (darunter das Tolosan) zusammenschrumpfen.¹⁶ Elisabeth Magnou-Nortier entwarf als eine der ersten ein Gegenmodell, nach dem das Grafenhaus, die Ramundinen,¹⁷ seit dem 9. Jahrhundert installiert, mit ihren Seitenlinien spätestens ab Ende des 10. Jahrhunderts sämtliche Grafentitel zwischen Rhône und Garonne monopolisierten.¹⁸ Der ramundinische Zugriff auf den narbonensischen Erzbischofssitz und die Bischofssitze in den alten *civitates* sicherte diese Vorherrschaft auch in der anderen Hälfte der Gesellschaft.¹⁹ Dieser kleinen Gruppe des Hochadels²⁰ stand eine Bevölkerung gegenüber, die aufgrund einer jahrhundertelangen Stabilität der agrarischen Produktionsweisen und Besitzverhältnisse²¹ in vielen Aspekten, von der Rechtspraxis bis zur Siedlungsstruktur, die Züge des späten Imperiums konservierte. Die Welt des Sidonius Apollinaris, der *villae* und der senatorialen *potentes*²² arrangierte sich mit den sukzessiven germanischen Eroberern umso

- 16 Für diese Sicht, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts geradezu ein Topos, vgl. noch in den siebziger Jahren *Déjean*, *Les comtes de Toulouse* (1988). Auch in der Geschichtsschreibung zum Albigenserkrieg galt und gilt die schwache gräfliche Zentralgewalt regelmäßig als ein entscheidender Faktor für die okzitanische Niederlage.
- 17 Dieser seit einigen Jahrzehnten gebräuchliche Neologismus (er beruht wohl auf der seit dem 17. Jahrhundert üblichen Verwendung des Adjektivs *(ra)mondin* für *toulousain* in einem gewissen lokalpatriotischen Kontext) ist dadurch gerechtfertigt, daß die tolosanischen Grafen typischerweise (so während der gesamten Periode 1148-1249) den Namen *Raimundus* trugen und ihre Linie im 9. Jahrhundert von Raimon I. begründet wurde. In Kap. 3 gehe ich auf die Praxis dieser Identifikation näher ein.
- 18 In ihrem umfangreichen *La société laïque* (1974). Die einzige Ausnahme, die Grafen von Carcassonne (die im Gegensatz zu den fränkischen Ramundinen westgotischer Herkunft waren und deren Titel im 11. Jahrhundert verloren gingen), banden sie durch Heiratspolitik ein.
- 19 Große Abteien spielten im ramundinischen Reich vor Beginn der cluniazensischen und zisterziensischen Expansion anscheinend keine so große Rolle wie in Katalonien oder im nördlicheren Regnum Francorum, weder intellektuell und spirituell noch „politisch“; vgl. Kap. 6 und 7.
- 20 Ich lasse mich hier nicht auf eine Erörterung des Problems der Terminologie ein, das aufgrund der Quellenlage einen beträchtlichen Teil der Forschung in Anspruch nimmt und das in den einschlägigen Werken, auch in den Diskussionen auf den Kolloquien, immer wieder dominierend erscheint. Der allgemeine Eindruck ist der einer extremen Vielfalt und Systemlosigkeit sämtlicher Qualifikative. „Hochadel“ und „Gruppe“ sage ich im Hinblick auf ihre, soweit sie erschließbar ist, klare familiäre und matrimoniale Abgrenzung und ihr „régime quasiment monarchique“ (*Magnou-Nortier*, *La société laïque* [1974], 257), womit ein Vorrang gemeint ist, der ebenso alltäglich-konkret wie imaginär ist.
- 21 Weder die westgotische Übernahme Südgalliens 412/13 noch die aufeinanderfolgende arabische und fränkische Eroberung Septimaniens im 8. Jahrhundert hätten diese Verhältnisse wesentlich ändern können (ebd., 143-147). Für das 8. Jahrhundert halte ich allerdings eine Nuancierung für notwendig: Nicht nur die Chronistik, auch Phänomene wie die systematische Ansiedlung spanischer Immigranten, Urbarmachungskampagnen und Abtei(neu)gründungen im frühen 9. Jahrhundert weisen auf schwere Verwüstungen durch die fränkische Invasion hin. Vgl. *André Dupont*, *L’aprision et le régime aprisionnaire dans le Midi de la France (fin VIII^e-début X^e siècle)*, in: *Le Moyen Âge* 71, 1965, 179-213 und 375-399; *Abilio Barbero*, *La integración social de los ‚hispani‘ del Pirineo oriental al reino carolingio*, in: *Mélanges offerts à René Crozet*. Poitiers 1966, I 67-75. – Es würde zu weit führen, hier auf die anderen damit verbundenen Phänomene wie das weitgehende Fehlen der Domanielwirtschaft und die extrem geringen *corvées* einzugehen – dabei wären diese wichtige Bestandteile einer Wirtschaftsgeschichte der tolosanischen Oberschicht. Was die „banalen“ Abgaben und das damit zusammenhängende Strukturierungspotential angeht, hat Ourliac pointiert formuliert: „propriété et seigneurie ne se superposent pas dans le Midi“ (nach *Magnou-Nortier*, *Mauvais coutumes* [1980], 160).
- 22 Sidonius Apollinaris’ bei aller Panegyrik doch arg herablassende Beschreibung des Westgotenkönigs Theoderich und seiner tolosanischen Hofhaltung (*Epistulae* I,2) macht schlaglichtartig deutlich, warum selbst der zeitweilige Rebell (und umso eher das Gros der römischen Bevölkerung) das Regnum Tolosanum der Westgoten so mühelos akzeptieren konnten. Es ist verführerisch – und manch ein

müheloser, als diese sich bereitwillig in eine Welt gradueller statt kategorialer Differenzierungen integrieren ließen.²³ Soweit das Modell, das das Okzitanien des 9. und 10. Jahrhunderts im westeuropäischen Vergleich geradezu wie ein Idyll aussehen läßt.²⁴

Dieses Idyll wird erschüttert durch die „Krise des 11. Jahrhunderts“, die Pierre Bonnassie in ihren unterschiedlichen Formen für das westliche Mittelmeer brillant zusammengefaßt hat.²⁵ Das Modell sieht vor, daß sich aus den *nobiliores* einzelne durch die Umstände Begünstigte herausheben, für sich und ihre Gefolgsleute das Bewaffnungsmonopol erreichen (und nutzen) und auf diese Weise eine „neue Aristokratie“ bilden, in der sich einstige Funktionäre der *potestas publica*²⁶ mit Grundbesitzern mischen, die sich alte oder neugebaute Befestigungsanlagen zulegen oder übertragen lassen. Die spätantike Streusiedlung wird durch die Bevölkerungskonzentration in und um die *castra* abgelöst. In dieses Standardmodell werden für das Land zwischen Rhône und Pyrenäen Faktoren eingeführt, die einander gegenseitig bedingen und die die Formen der Wahrnehmung im 12. Jahrhundert bestimmen. Im Imaginären ist dies in erster Linie das Ende der Vorstellung von der *potestas publica*; damit in Zusammenhang²⁷ stehen die Erfindung, Vitalität und Formenvielfalt der Pax Dei²⁸ und, für Okzitanien charakteristisch, die ausbleibende Verfestigung der Referenten von Begriffen wie *feudum* oder *miles* und einer Vorstellung von erblichem

regionalistischer Historiker ist der Verführung erlegen –, von dem erfolgreichen Widerstand Septimaniens gegen die Franken nach der Schlacht von Vouillé über die Eigenwilligkeiten des fränkischen Regnum Aquitanien und später der Grafen von Tolosa über die Religions- und Camisardenkriege bis in die Moderne eine Konstante okzitanischen Widerstandes gegen „den Norden“ zu konstruieren.

- 23 Als Beleg wird oft ein Text von 897 angeführt, in dem der Vizegraf von Besiers, der einen Rechtsstreit über die Besitzrechte an einer *villa* zu entscheiden hat, *omnes homines eiusdem territorii commanentes, tam maiores et nobiliores quam mediocres et minores* befragen läßt (HGL V n° 18); vgl. dazu *Magnou-Nortier*, *La société laïque* (1974), 153-160, und *Wolff*, *La noblesse toulousaine* (1976), 155ff.
- 24 „Le X^e siècle et la première moitié du XI^e offrent tous les signes d’une période de prospérité, de croissance démographique et de calme relatif dans la province que nous étudions“ (*Magnou-Nortier*, *La société laïque* [1974], 202). Ihr Werk bleibt das wichtigste für die Entwicklung „der Gesellschaft“ vor Beginn dessen, was die französische Historiographie so gerne den „essor urbain“ nennt; vgl. zu den großen strukturgeschichtlichen Zügen ibs. 143-147 und zur Aristokratie 232-254. Eine terminologische Untermauerung dieser Befunde bietet *Duby*, *La diffusion du titre chevaleresque* (1976). Einzeluntersuchungen über das Tolosan (u.a. *Ourliac*, *Les villages* [1949]) konzentrieren sich in der Regel auf die ländlichen Strukturen, die für das Verständnis der Stadtgeschichte zwar unentbehrlich sind, über die Formierung ihrer Oberschicht aber nichts Entscheidendes aussagen. In dieser Hinsicht wichtiger sind die Untersuchungen über Regionen des Binnenlandes (*Ourliac*, *Le pays de la Selve* [1969]) und des mediterranen Küstenlandes (*Bourin-Derruau*, *Villages médiévaux* [1987]), aus denen Gemeinsamkeiten und regionale Unterschiede in der Sozialstruktur, namentlich der Oberschichten, hervorgehen, die für das Verständnis auch des Tolosan und seiner Metropole wertvoll sind.
- 25 *Bonnassie*, *Du Rhône à la Galice* (1980). Sie beginnt im tolosanischen Binnenland kurz vor dem Jahr 1000, im Küstenland mit seiner dichten Besiedlung und strafferen Organisationsformen (oder seiner stabileren Schreib- und Repräsentationstradition) um 1030.
- 26 961 und 965 bezeichnet der Graf von Tolosa seinen Vizegrafen in Nîmes als *ipsa potestas de Nemauso publica*. *E. Germer-Durand* (ed.), *Cartulaire de l’église cathédrale N.D. de Nîmes*. Nîmes 1874, Dok. 60 und 61, zitiert nach *Bonnassie*, *Du Rhône à la Galice* (1980), 25. Das Kartular der tolosanischen Kommune spricht 1226 von der gräflichen *potestas* (AA2:83). Welcher Natur diese *potestas* sein mochte, diskutiere ich in Kap. 27.
- 27 Wie dieser Zusammenhang unter den oben geschilderten Umständen aussah und was die Trobadors mit ihm zu tun haben mögen, erläutere ich in Kap. 15.
- 28 Die Pax Dei widersetzt sich jeder kursorischen Behandlung; im Verlauf dieser Arbeit (ibs. Kap. 15) wird sie in ihrer Rolle als gesellschaftlichem Ordnungsprinzip Okzitanien noch auftreten.

Adel.²⁹ Das „Lehen“, das nach einem Wort Bonnassies alles von einem Olivenhain bis zu einer Vizegrafschaft sein konnte, verlor bis ins 13. Jahrhundert nichts von seiner Vielseitigkeit. Im 1286 verschriftlichen Stadtrecht von Tolosa beginnt die Rubrik *De feudis*, die Landarbeit und ländliche Besitzrechte behandelt, mit einer Illuminatur, die einen Bauern beim Pflügen darstellt.³⁰ (Es ist in diesem Sinne, wenn ich behaupte, es habe in der von mir untersuchten Region und Zeit – im Gegensatz zu anderen – keinen „Feudalismus“ gegeben: keine Mentalität, die mit dem Begriff *feudum* verbundene Konzeptualisierungen von Beziehungen zu zentralen Wahrnehmungskategorien machte.³¹) Ebensowenig wie dem Konzept *feudum* gelang es dem *miles*, einen klar definierten Referenten zu entwickeln oder gar Prestigeträger zu werden.³² Das erste Auftreten des Begriffs in einem juristisch relevanten Kontext im tolosanischen Raum datiert von 972.³³ Um 1030 war der Gebrauch des Wortes *miles/caballarius* weithin üblich, blieb aber in der Bedeutung vage und in der Anwendung unsystematisch. Die bewaffneten Mächtigen assimilierten sich an die alte Aristokratie und ließen sich mit Epitheta schmücken, die von den Umständen der Verschriftlichung abzuhängen scheinen und von einer Inflation von *milites nobilissimi*, *secundum seculum famosi et robustissimi*³⁴ bis zum völligen Fehlen von *milites* reichen konnten. Eine solche Polysemie läßt als gemeinsamen Bedeutungsnerker nur den bewaffneten Krieger übrig – was in Anbetracht des materiellen Wertes einer Ausrüstung an sich schon eine soziale Distinktion bedeutet. Aber den Schritt zu einem *ordre de chevalerie* mit religiös und ethisch befrachteten Initiationszeremonien, zu einer das Imaginarium strukturierenden Leitidee konnte eine so unbestimmte Idee nicht machen.³⁵

Die bis hierher skizzierten Forschungen betreffen im wesentlichen das 10. und 11. Jahrhundert. Das zwölfte Jahrhundert stellt weiterhin eine historiographische Lücke dar; es ist bisher stets als Fortsetzung der „Strukturen“ betrachtet worden, die im 11. Jahrhundert ihre eben geschilderten Formen annahmen und die mit dem Albigenserkrieg (1209-1229) und der Absorption durch die kapetingische Krone endeten. Zu untersuchen bleibt, wie diese

29 D.h. eine Vorstellung, daß sich die Legitimierung von Macht und Exzellenz auf dieselbe Art vererbte wie die Macht und Exzellenz. Dies steht im Zusammenhang mit den ungewöhnlichen tolosanischen Vorstellungen über die *lignagere* Vergangenheit und die männliche Erbfolge; vgl. ibs. Kap. 4, 9 und 20.

30 Auf die Praxis und Begrifflichkeit des „Lehens“wesens im Immobilienmarkt des tolosanischen 12. Jahrhunderts gehe ich in Kap. 4 und 5 ein.

31 Die Tatsache, daß Wort und Symbolik des Lehens ein weites semantisches Feld abdeckten, bedeutet an sich noch nicht, daß ein Mächtiger mit ihm nicht durchaus „feudale“ Strukturen sehr bindenden Charakters schaffen konnte – der Fall der Guilhems, der Herren von Montpelhier, im 12. Jahrhundert ist das Standardbeispiel für eine solche Verwendung; vgl. *Katsura*, *Serments* (1992). Aber dies war eben nur eine unter mehreren möglichen Bedeutungen, die die Idee des Lehens enthielt. Bei der Frage nach den Begriffen, mit denen die Menschen dieser Zeit und dieser Region ihre politische und soziale Vorstellungswelt strukturierten, ist das Lehen gerade seiner Allgegenwart wegen nicht in der Lage, die Rolle zu übernehmen, die ihr in einer „Feudalgesellschaft“ zukommen müßte. Vgl. Kap. 5 und 17.

32 Vgl. Kap. 9 und 22.

33 Das Kloster Galhac erhält Landbesitz mit *milites et homines universos* (HGL V n° 123); vgl. *Wolff*, *La noblesse toulousaine* (1976), 156.

34 *Magnou-Nortier*, *La société laïque* (1974), 254, nach dem Kartular von Mas d’Asil.

35 Sicher war überall in Europa die *militia* eine weit vielschichtigere und unscharfere Erscheinung, als ihre Bewunderer von Bernhard von Clairvaux bis in die Gegenwart gerne angenommen haben. Im okzitanischen Zusammenhang geht es mir deshalb vor allem darum zu verdeutlichen, warum – und hier durchaus im Gegensatz zu anderen Regionen – die *militia* als Distinktionskonzept nicht wirksam wurde. Ich referiere hier vorerst nur, was die historische Forschung konstatiert; auf den kulturellen Kontext gehe ich vor allem in den Kapiteln 15 und 22 ein.

Formen im 12. Jahrhundert tradiert, modifiziert, verhandelt wurden. Dazu steht als Basis das obige detailreiche Bild zur Verfügung, das mittlerweile auch in gängigen Handbüchern neben die Charakteristika der anderen abendländischen Großregionen gestellt wird,³⁶ um die Frage aufzuwerfen: „L’Occitanie – une brèche dans la Chrétienté?“³⁷

An diesem Punkt setzt meine Arbeit an. Die Originalität des okzitanischen 12. Jahrhunderts ist bisher allenfalls in einigen ihrer Symptome beschrieben worden. Im folgenden versuche ich, dieses „inventaire des différences“ zu ergänzen und vor allem die Elemente in den Kontext zu setzen, in dem allein sie für die Menschen bedeutungstragend waren. Was ich darunter verstehe und wie ich es unternommen habe, erläutere ich vielleicht am besten vom Titel ausgehend: „Aristokraten und Poeten – Die Grammatik einer Mentalität im tolosanischen Hochmittelalter“.³⁸

Der erste Teil dieses Buches handelt von „Aristokraten“. Um nicht durch einen zu großen Untersuchungsgegenstand in quellenkundliche Beliebigkeit und voreilige Generalisierungen zu geraten, beschränke ich meine Untersuchung auf eine recht kleine Gruppe von Menschen: diejenigen, die John Hine Mundy das städtische Patriziat von Tolosa nennt.³⁹ Ziel ist es, so genau wie möglich zu verstehen, wie diese zwei- oder dreihundert Menschen lebten.⁴⁰ Wenn die Geschichtswissenschaft „bedingungslos an das Konkrete gebunden ist“,⁴¹ kann ich nicht von der aristokratischen (oder irgendeiner) Mentalität reden, ohne die konkreten Äußerungen dieser Mentalität – die Praxis – zu untersuchen. Da sich in dieser Praxis, wie sich erweisen wird, der unbedachte Umgang mit den Worten sehr bald rächt, halte ich mich dabei nach Möglichkeit an Begriffe, deren Anachronie sie unverdächtig macht, und rede mit Mundy von „Patriziern“ sowie von „Aristokraten“, Mächtigen, deren

36 So etwa *Fossier, Enfance de l’Europe* (1982), im Kapitel „Les sept visages de la féodalité“. Die in dieser Arbeit untersuchte Gegend gehört in Fossiers Region „De Barcelone à Padoue“, unter deren Charakteristika folgende sind: „la médiocrité des recommandations personnelles... une vassalité sans dimension personnelle... sans hiérarchie admise“ (I 455ff.).

37 Dies die entsprechende Kapitelüberschrift in *Barthélemy, L’ordre seigneurial* (1990), 192-197. Barthélemy, der allerdings an anderer Stelle (11) vor „historiens trop attachés à l’originalité de ces régions“ warnt, sieht diese okzitanische „Bresche“ im Zusammenhang mit dem anderswo üblichen Kompromiß von Kirchen- und Adelskultur. (Zu dem völligen Ausbleiben eines solchen Kompromisses vgl. Kap. 7, 15 und 25.)

38 Ort und Zeit seien folgendermaßen definiert: Je nach dem Fokus kann mit „tolosanisch“ sowohl die Stadt Tolosa/Toulouse als auch die Region gemeint sein, die unter der mehr oder minder imaginären Herrschaft der *comites Tolose* stand und der etwa vierzehn französischen Départements eines „grand Languedoc“ entsprechen. Den Beginn des Untersuchungszeitraums gibt das Einsetzen einer brauchbaren dokumentarischen Überlieferung aus der Stadt Tolosa (1100/20) vor; sein Ende ist der 12. April 1229, der Tag, da auf dem Parvis Notre-Dame zu Paris sehr nachdrücklich ein Schlußstrich unter diese Geschichte gezogen wurde und eine andere begann.

39 Warum ich ihm in seiner genaueren Charakterisierung „both knightly and burgher patricians“ (Repression [1985], 2) nicht folgen kann, wird im Verlauf der Arbeit (ib. Kap. 22) deutlich werden.

40 Daß ich diese Untersuchung an der als Oberschicht klassifizierbaren ein oder zwei Prozent der tolosanischen Stadtbevölkerung durchführe, ist vor allem (aber nicht nur) durch die Quellenlage für das 12. Jahrhundert begründet, die eine genauere Untersuchung weiterer weltlicher Gruppen nicht erlaubt. Im Verlauf der Arbeit werden diese Gruppen zunehmend ins Blickfeld geraten und im letzten Kapitel die führenden Akteure hervorbringen.

41 *Ginzburg, Spurensicherungen* (1988), 93.

Machtausübung durch eine Idee von Exzellenz legitimiert wird. Welcher Art diese Idee ist, wird der zweite Teil des Buches fragen.

Im Untertitel ist die Rede von der „Grammatik einer Mentalität“. Dies ist nicht der Ort, den vieldiskutierten Begriff der Mentalität einmal mehr zu glossieren; ich möchte den „Ariadnefaden des Gedächtnisses von einzelnen und von Gruppen“⁴² aufnehmen, um zu folgender Konkretisierung zu gelangen: Mentalität sei verstanden als jene endliche Menge von Optionen, aus der die Menschen in der Praxis ihre Wahlen treffen und die sich anhand ihrer Charakteristika modellhaft von anderen Mentalitäten unterscheiden läßt. Betont sei gleich eingangs, daß ich die zu untersuchende Mentalität der Aristokratie nicht in dem Sinne als „aristokratische Mentalität“ auffasse, wie sie etwa Jacques LeGoff und Jean-Claude Schmitt umschrieben haben.⁴³ Den Begriff von der „Grammatik der Mentalität“ meine ich zunächst ganz wörtlich, vielleicht im Sinne Isidors von Sevilla, der *de historia* ausdrücklich sagt: *Haec disciplina ad Grammaticam pertinet*.⁴⁴ Mentalität ist nur als Praxis existent⁴⁵ (wobei „Praxis“ im weitestmöglichen Sinn verstanden werden soll), das heißt, sie bedarf des Ausdrucks – wie vielfältige Formen ihr Ausdruck auch annehmen kann –, und dieser Ausdruck muß in einer gewissen Weise organisiert werden. Diese Organisation, diese Konzeptualisierung von Ausprägungen mentaler Repräsentationen bezeichne ich als Grammatik.⁴⁶ (In Isidors Worten: *Historia est narratio rei gestae*, die Übersetzung von Ereignissen in ein kognitives Zeichensystem.) Von der Grammatik einer Mentalität zu reden, hat in bezug auf das okzitanische 12. Jahrhundert aber eine zusätzliche Pointe. Ein wesentliches Merkmal dieser Mentalität ist nämlich die extreme Valorisierung einer bestimmten Form sprachlichen Ausdrucks; man könnte geradezu von einer „Mentalität der Grammatik“ reden. Im Grunde ist meine Faszination durch die auffälligste Praxis dieser Mentalität das Motiv gewesen, diese Arbeit zu schreiben: Warum die Trobadors?

Jenseits der struktur-, politik- oder sozialhistorischen Studien, die die tolosanische Region des 12. Jahrhunderts mit mehr oder minder ausgeprägten Eigenarten in ihrem abendländischen Zusammenhang situieren, weist dieses Land zwei Phänomene auf, die

42 Achatz von Müller, in Manfred Asendorf / Jens Flemming / Achatz von Müller / Volker Ullrich: Lexikon der wissenschaftlichen Grundbegriffe – Geschichte (Reinbek 1994), s. v. *Mentalität*.

43 „Il y a par exemple une ‚mentalité aristocratique‘ qui exalte le sang, la largesse, la prouesse et la courtoisie et enfin l’honneur. Il y a aussi la mentalité ‚bourgeoise‘ qui privilégie la parcimonie, l’épargne, l’attachement à des institutions limitées à une seule catégorie juridico-sociale, mais à prétentions égalitaires plutôt que hiérarchiques (à la différence de l’idéologie baptisée ‚féodale‘), enfin l’hostilité à la guerre et à la violence, la recherche de la sécurité“ (*Le Goff/Schmitt*, L’histoire médiévale, in: Cahiers de Civilisation Médiévale 39, 1996, 9-25, 15). Es wird sich zeigen, daß die von mir rekonstruierte Mentalität wenig mit diesem Bild gemein hat. Ihr herausragendes Merkmal ist, daß sie sich nicht von anderen „mentalités particulières limitées à un groupe social“ abgrenzt und damit zumindest im tendenziellen Anspruch (wenn nicht, wie im vierten Teil untersucht wird, auch in der Praxis) das ist, was LeGoff und Schmitt als ‚die‘ Mentalität bezeichnen – gewissermaßen eine Disposition, die Existenz konkurrierender Dispositionen nicht anzuerkennen.

44 *Etymologiae* I (*De grammatica*) 41 (*De historia*), 2.

45 „Selbst die am höchsten stehenden kollektiven Vorstellungen besitzen nur insoweit Wirklichkeit, als sie zu Handlungen anleiten.“ Das Diktum von Marcel Mauss (zitiert nach *Chartier*, Die unvollendete Vergangenheit [1989], 12) ist, mehr oder minder paraphrasiert, ein Axiom der Kulturanthropologie.

46 Damit appropriiere ich eine Reihe von Begriffen, deren Verwendung ich im folgenden (ib. Kap. 14) erläutere. In bezug auf die Terminologie möchte ich Susan Reynolds’ Bemerkung borgen (Fiefs and vassals [1994], 12): „I am deliberately talking of words, concepts and phenomena rather than signs, signifiers, and signified, partly because I think the terms are clearer and partly because I do not wish to use the terminology of a discussion (or should I say discourse) in which I do not feel at ease.“

staunen machen. Das erste, vielkommentierte, ist der Katharismus. Nirgendwo anders im mittelalterlichen Europa fand eine (aus romkirchlicher Sicht betrachtete) „Ketzeri“ eine solche Verbreitung. Nicht daß es heterodoxe Strömungen gab, ist das Erstaunliche, sondern daß eine von ihnen einen großen Teil der Bevölkerung für sich gewann⁴⁷ und – vielleicht noch erstaunlicher – daß niemand willens oder imstande gewesen zu sein scheint, dem Widerstand zu leisten, auch und vor allem nicht die lokale katholische Kirche. Es ist dieser Punkt, der das tolosanische Okzitanien von allen anderen Regionen im europäischen Hochmittelalter unterscheidet.

Das zweite Phänomen sind die Trobadors. Ihre in mancher Hinsicht ungebrochen bis heute verlaufende literaturhistorische Traditionslinie verführt leicht dazu, sie als eine Art selbstverständlichen Bestandteil der abendländischen Kultur zu betrachten. Zu ihrer Zeit aber waren sie ein Unikum. Die Lyrik der Trobadors ist (um sie in einem Satz zusammenzufassen) die erste nichtlateinische Literatur, die alle Herausforderungen des lateinischen Erbes aufnimmt, ohne dessen Primat anzuerkennen. Vor allem in dieser Hinsicht unterscheidet sie sich von den etwa zeitgleichen ersten verschriftlichten Produkten der volkssprachlichen Kulturen Kastiliens oder Frankreichs. Die Trobadors entwerfen eine Literatur, die den Anspruch erhebt, total zu sein. Das Staunen darüber gab den Anstoß, dieses Land genauer zu untersuchen.

Ich möchte gleich zu Anfang ein mögliches Mißverständnis ausräumen. Meine Frage lautet nicht: „Wozu die Trobadors?“ Ich suche nicht nach Finalitäten, die aus der Existenz und den Formen dieser aristokratischen Dichtung eine Art Epiphänomen machen würde, etwa im Sinne der gerade in der historischen Forschung häufigen Fragestellung: „Wer artikuliert sich durch die Trobadors, wem nützten sie?“⁴⁸ In gewisser Weise sucht diese Arbeit einen Weg zwischen zwei Tendenzen, die zum einen in historischen, zum anderen in philologischen Untersuchungen vorherrschen. Historiker, die über die Aristokratien des hohen Mittelalters schreiben, neigen dazu, ihren Studien gewissermaßen ein „Kulturkapitel“ anzuhängen. (Ein solches „Kapitel“ kann durchaus in den Text eingearbeitet sein; ich meine damit eine Art, die aristokratische Kultur in einer Form zu behandeln, die eine Art Zusatz zu jenen Teilen der zu beschreibenden Wirklichkeit darstellt, die – mehr oder minder offen eingeständenerweise – als relevanter, als „wirklicher“ behandelt werden. Überspitzt gesagt: In solchen Studien erscheint es oft so, als wären die *homines politici, oeconomici* usw. nebenbei auch Konsumenten und Produzenten einer recht bemerkenswerten aristokratischen Laienkultur gewesen.⁴⁹)

47 Es versteht sich, daß zwischen der gelegentlichen Teilnahme an einer katharischen Predigt und dem Empfang der sogenannten Geisttaufe ein weites Spektrum von Engagementmöglichkeiten lag. Den sauber vom Rechtgläubigen unterscheidbaren Ketzer erfand erst die Inquisition. – Der Katharismus ist nicht Thema dieser Arbeit, und deshalb verweise ich an dieser Stelle nur darauf, daß gelegentlich von den *haeretici perfecti* (den „vollendeten“ Ketzern, die die Geisttaufe empfangen hatten und damit imstande waren, selber dieses einzige Sakrament der katharischen Kirche zu spenden) sowie den *credentes* die Rede sein wird. Zu letzteren zählen im Prinzip alle, die sich dem Katharismus in irgendeiner Form zugewandt haben. Wie dies in der Praxis aussah, ist das Thema von Kap. 6.

48 Einige Ansätze dieser (und anderer) Art diskutiere ich in Kap. 14.

49 Selbst medienwissenschaftliche Studien des Mittelalters, bei denen man annehmen könnte, sie würden die Vermittlung von Kulturprodukten als einen komplexen Prozeß ernst nehmen, neigen zu dieser Art Verharmlosung. In seinem *Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter 800-1400* (Göttingen 1996), ibs. im Kapitel „Der Sänger“ (69-76), reduziert *Werner Faulstich* den Trobador, unterschiedslos mit den Sängern von Epen und religiösen Liedern behandelt, auf „Unterhaltungsfunktion“ und „Tradierfunktion“. Abgesehen davon, daß auf diese Weise jede mögliche kulturschaffende bzw. -formende

Auf der anderen Seite befassen sich die Literaturwissenschaftler in aller erdenklichen Breite und Tiefe mit diesen rund vierhundert bekannten Dichtern und ihren rund zweitausendfünfhundert erhaltenen Liedern, ohne auch nur den geringsten Zweifel an der Bedeutsamkeit ihres Studienobjektes aufkommen zu lassen (obgleich die Okzitanistik eines der Fächer ist, die besonders unter der Wissensrationierung der letzten beiden Jahrzehnte zu leiden haben). Diejenigen Forscher, die Wert auf eine historische Verortung dieser Literatur legen, sind aber meist darauf angewiesen, ihre Geschichte nicht aus erster Hand, sondern aus den Handbüchern zu beziehen. Dies soll keine kritische Anmerkung sein; auch diese Arbeit verwendet in manchen Kapiteln (notwendigerweise) Handbuchwissen, und einige hervorragende Arbeiten situieren die Trobadors ohne unzulässige Simplifizierung sehr sorgfältig in ihrem historischen Umfeld. Dennoch bleibt das Erkenntnisinteresse der Philologen zunächst ihr Gegenstand, das dichterische Werk.⁵⁰ Diese Arbeit hingegen versteht sich, obgleich sie sich vermutlich mehr mit der „Literatur“ beschäftigt als mit den Quellenarten, die gemeinhin mit dem „Werkzeug des Historikers“ bearbeitet werden, als eine Studie über Geschichte. Wenn ich frage: „Warum die Trobadors?“, dann interessieren mich weniger die Dichter und ihre Werke als vielmehr das Land, in dem, und die Menschen, unter denen diese Dichter diese Werke verfertigten. Ich will die Trobadors in dem Sinne historisieren, daß ihre Produkte als ein Teil der Praxis der zu untersuchenden Menschen behandelt werden, ebenso wie ihre Gerichtsverfahren, ihr Immobilienhandel, ihre Heiraten, ihre Kriege, ihre Gottgläubigkeit.

Wer dieses Buch liest, wird mir kaum den Vorwurf machen wollen, ich hätte die Lyrik der Trobadors dadurch verharmlost oder kleingeredet. Eher könnte die Kritik lauten, ich hätte sie überbewertet. Das ist sicher eine Einschätzungsfrage; die Tatsache allein, daß diese Literatur (anders als wahrscheinlich der allergrößte Teil dessen, was in Europa im 12. Jahrhundert gesungen wurde) so reich überliefert wurde, sollte allerdings schon ein Hinweis sein, sie auf keinen Fall gering zu schätzen. Die ersten erhaltenen Manuskripte fixieren Mitte des 13. Jahrhunderts hundertfünfzig Jahre alte Trobadorlieder in einer Form, die der modernen Textkritik weitgehend standhält. Generationenlang waren offensichtlich ausreichend viele Menschen der Überzeugung, es handle sich hierbei um sehr wichtige Dinge. Das heißt: Allein die Existenz der Trobadorlyrik und die Tatsache ihrer Fixiertheit und Überlieferung macht sie bereits zu einem bemerkenswerten Phänomen.

Ich bin der Meinung, daß es kaum möglich ist, die Trobadors überzubewerten. Ich glaube, daß die Trobadors – oder besser: die Praktiken, deren zentrales und uns allein überliefertes Element die Aufführung von Liedern der Trobadors war – konstitutiv waren nicht nur für eine bestimmte aristokratische Selbststilisierung und Selbstwahrnehmung, sondern für das soziale Gefüge. In dieser Hinsicht sind sie ebenso vital wie, sagen wir, die Idee von der *potestas publica* oder die Gottesfriedensbewegung. Wie ich das meine, werde ich im zweiten Teil dieses Buches erläutern. Ich stelle die These von der Essentialität der Trobadorlyrik für die Menschen des okzitanischen 12. Jahrhunderts schon jetzt auf, um klarzumachen, warum ich ihr überhaupt soviel Aufmerksamkeit widme. Das Ziel dieser

„Funktion“ einer gesungenen Darbietung aus dem Blickfeld gerät, kommt Faulstich durch die Generalisierung „Sänger“ zu Mutmaßungen über formelhafte Sprache und Improvisation, die im Falle der Trobadors (Trouvères, Minnesänger) schlichtweg falsch sind.

50 Auch *Eliza Miruna Ghil*, die in ihrem Werk *L'âge de Parage* (1989) den Anspruch stellt, diese beiden Begriffe in eins zu setzen, und in ihrer *Conclusio* (365) davon spricht, die Literatur habe „une mentalité cohérente de la laïcité“ ausgedrückt, scheint mir diesem Anspruch in ihren Einzeluntersuchungen nicht ganz gerecht zu werden.

Untersuchung ist die Rekonstruktion der Mentalität der Menschen, die im 12. und frühen 13. Jahrhundert in und um Tolosa lebten. Dazu betrachte ich ihre unterschiedlichen Praktiken, darunter die Praktiken der kulturellen Produktion und Konsumtion. In dieser Hinsicht sind die Trobadors nur eine unter vielen Manifestationen der mentalen Dispositionen, die es zu rekonstruieren gilt. Aber sie sind eine besonders „dichte“ und daher besonders aufschlußreiche Zone im sozialen Gewebe, wie es der „homo significans“ (Barthes) – oder, nach dem Sprachgebrauch der tolosanischen Kommune: die *homines et femine significantes* – jener Zeit und Region hervorbrachten. Das macht diese Aristokraten zugleich zu „Poeten“, zu Poeten allerdings, deren *ποίησις* weit über die Produktion und Reproduktion von Liedern hinausgeht. Die Trobadorlyrik als beständiger Akt der sozialen Kosmogonie ist das Thema des zweiten Teils dieses Buches; im dritten und vierten Teil geht es darum, vor diesem Hintergrund zu verstehen, was die Tolosaner zwischen 1200 und 1229 erlebten.

Eine solche „totale“ Analyse gibt es meines Wissens noch nicht. Die eingangs skizzierten historischen Forschungen zur Regionalgeschichte geben, wie gesagt, ein reiches und inzwischen recht deutliches Bild der Phänomene, die zu analysieren sind. Was bisher fehlt, ist der Versuch, nach Möglichkeit all diese Phänomene zur Rekonstruktion der Vorstellungen, Wahrnehmungen, Haltungen zu benutzen, die ihnen deshalb gemein sein müssen, weil sie von denselben Menschen geteilt wurden. Dies impliziert, daß eine solche gemeinsame Mentalität vorstellbar und auffindbar ist. Von dieser Vorannahme gehe ich aus. Im folgenden werde ich verdeutlichen, welche (vor allem quellenbedingten) Einschränkungen ich dabei mache. Wenn ich von „totaler“ Analyse spreche, meine ich damit also nicht, daß ich den Anspruch erhebe, die Welt dieser Menschen mit irgendeinem Anspruch auf Vollständigkeit zu rekonstruieren. Ich meine vielmehr, daß ich den Versuch mache, das, was sie uns an Zeugnissen über ihre Welt hinterlassen haben, so zu behandeln, daß sie als Ausprägungen derselben Mentalität gelesen werden können. „Total“ ist diese Analyse allein in dem Sinne, daß sie es nicht zulassen kann, irgendein Element als „disparat“ stehen-zulassen, ohne es in die Erklärung einzubeziehen. In dieser Hinsicht versucht diese Arbeit zu verstehen, warum diese Menschen taten, was sie taten (oder besser: warum sie es so taten, wie sie es taten); was sie tun konnten und wie sie entschieden, was sie taten; was sie nicht tun konnten.

Ich möchte diese Einleitung nicht mit einer geschichtstheoretischen Galérie des Illustres belasten. Aus dem bisher Gesagten geht bereits hervor, auf wessen Schultern ich zu stehen hoffe; statt die Auctoritates bereits hier für mich sprechen zu lassen, werde ich sie im Verlauf der Erzählung an den Stellen zu Wort kommen lassen, wo ich ihrer Bürgschaft bedarf. Hier möchte ich lediglich erwähnen, welchen Forschern und Werken ich wesentliche Anstöße verdanke, die mir halfen, die Arbeit voranzubringen oder überhaupt erst in dieser Form zu unternehmen. Dadurch wird hoffentlich deutlicher, wie sie zustandekam und was der Leser zu erwarten hat. Es sind dies zunächst die Großen der (insbesondere französischen) Mediävistik, namentlich Georges Duby und Jacques LeGoff; auch da, wo ich ihnen inhaltlich widerspreche, bleiben sie methodisch richtungweisend.⁵¹ Wo die Mediävi-

51 Die stolze Bescheidenheit, mit der Duby (in *ders./Guy Lardreau*, *Dialogues*. Paris 1980) einleitend seine Abneigung gegen Theorien erklärt, da er vollauf mit seinem Metier beschäftigt sei, ist natürlich bereits eine theoretische Position. Ich teile sie. Welche explizit theoretischen oder methodischen Grundannahmen ich außerdem übernehme, wird im Laufe dieser Geschichte deutlich werden; der Widerspruch steht namentlich in Kap. 14.

sten nicht weiterhelfen, haben mir Antikenhistoriker wie Paul Veyne, Christian Meier und Peter Brown manches erklären können. Bei der Einführung literarischer Werke in historische Analysen dieser Art war Stephen Greenblatts Begriff der „Appropriation“ und seine Verwendung sehr hilfreich, um mit größerer Trennschärfe zu beobachten, was man allzusehnell unter dem Etikett von „Einflüssen“ und „Kontakten“ zwischen Literatur und außerliterarischer Wirklichkeit zu subsumieren versucht ist.

Die eigentliche Kulturanalyse des zweiten Teils verdankt (bis in die Vokabel hinein) vieles der historischen Anthropologie oder „social semantics“, wie sie Clifford Geertz versteht und betreibt. Seiner Terminologie wird man im folgenden gelegentlich begegnen. Ich bemühe mich allerdings, der Kritik gerecht zu werden, die man an der mangelnden Historisierung des Geertz'schen „deep play“ geübt hat.⁵² Zwar behandle ich die verschiedenen Praktiken dieser Menschen als „symbolische Zeichensysteme“, insbesondere – aber nicht nur – die womöglich „dichteste“, die Dichtung der Trobadors. Aber ich versuche, dabei nicht aus dem Auge zu verlieren, daß diese Menschen kein amorphes Kollektiv waren, sondern daß mit Gruppierungen, Spannungen, Konflikten zu rechnen ist. Die Anwendung symbolischer Systeme ist auch kulturelle Wahl; meine ausführliche Fallanalyse (Kap. 16-20) gilt eben solch einem Fall der Konkurrenz zweier Repräsentationsformen. Einer anderen Gefahr der Kulturanalyse, nämlich der beliebigen Bedeutsamkeitsinflation, versuche ich zu begegnen, indem ich sehr ausführlich darlege, warum die untersuchten Momente im Wortsinne „signifikant“ waren. „Dichte Beschreibung“ sollte möglichst dichten Momenten gelten. Diese Ergänzungen des kulturanalytischen Ansatzes verdanke ich insbesondere der dänischen Anthropologie. Kirsten Hastrup liefert die Konzeptualisierung des (schwer ins Hochdeutsche übertragbaren) Unterschieds zwischen „begivenheder“ und „hændelser“,⁵³ aufgrund derer ich eine Reihe von Ereignissen untersuche, die „aus der grauen Masse von Handeln und Murmeln herausragen“, ohne sie als beliebige Exempla aus der Praxis aufzufassen. Hastrup valorisiert die „begivenhed“ als gleichbedeutend mit Struktur, oder besser als Relation zwischen einem „hændelse“ und einem kulturellen System, warnt davor, das „System“ als außerhalb der Ereignisse existent zu denken, und legt nahe, in jedem Ereignis ein „Risiko“ für die Struktur zu sehen.⁵⁴ In diesem Sinne untersuche ich die Ereignisse im dritten und vierten Teil der Arbeit als Herausforderung, Fortschreibung, Gefährdung der Mentalität, deren Rekonstruktion im wesentlichen im zweiten Teil stattfindet. Den entscheidenden Anstoß beim Verständnis dieser Mentalität verdanke ich Anne Knudsen und ihrer Kulturanalyse des modernen Korsika. Das erläutere ich an gegebener Stelle; meine „Schulden“, wie Umberto Eco es nennt, will ich im voraus bezahlen.

52 Vgl. Vincent Pecora, The limits of local knowledge, in: H. Aram Veesser (ed.), The New Historicism. New York/London 1989, 243-276, hier 262: „There is a conflation of orders of experience that in fact makes Geertz's extensive elaboration of ‚symbolic systems of signification‘ a rather empty gesture, because by the end of ‚Deep Play‘, it is almost impossible to decide what sort of experience would *not* constitute cultural semiosis.“

53 Beide Worte lassen sich als „Begebenheit, Ereignis, Vorfall“ übersetzen. Hastrup, Kultur som analytisk begreb (1989), 17, definiert: „Begivenheder er... hændelser af social betydning, og det er derfor de udskilles af den grå masse af handlen og mumlen, der altid omgiver os. Det er gennem begivenhederne, at vi erfarer verdens indretning og sammenhæng.“

54 Ebd., 18 (Hervorhebungen im Original): „Enhver begivenhed – i den ovenfor angivne betydning – er samtidig struktur. Eller rettere, enhver begivenhed er en relation mellem en hændelse og et bestemt kulturelt system (...) Strukturer er derfor hele tiden under risiko fra praksis, den er kun i praksis.“

Die Quellenlage ist im okzitanischen 12. Jahrhundert recht eigenartig. Auf der einen Seite steht ein umfangreiches Korpus von Urkunden der unterschiedlichsten Art, von Abkommen unter Fürsten über Schenkungen, Urteile, Testamente, Schuldscheine bis zu Dokumentarisierungen noch der geringsten Besitzveräußerungen. Die sechzehnbändige *Histoire générale de Languedoc*, die auf diesem Reichtum aufbaut – ein Monument der benediktinischen Diplomatie des 18. Jahrhunderts –, bietet aus dem Zeitraum 1150-1210, der im Mittelpunkt meiner Arbeit steht, mehrere hundert solcher Dokumente.⁵⁵ Neben der *Histoire générale*, die fast ausschließlich lateinisches Material bietet, stammt die bedeutendste Quellensammlung von Clovis Brunel, der mehrere hundert vor 1200 entstandene Dokumente in okzitanischer Sprache gesammelt hat. Dazu kommen mehrere Kartulare der großen Abteien der Region, die noch nicht alle ediert sind. Auf der anderen Seite teilt uns dieses Land manch Wichtiges über sich durch die Quellen mit, die fehlen. Vor allem gibt es so gut wie keine Chronistik. In den Kirchen und Abteien wurden mit einigen wenigen knappen Ereigniserwähnungen versetzte Obituarien geführt; die in Kap. 23 zitierte Chronik dürfte das – was Tolosa angeht – interessanteste Produkt kirchlicher Erinnerungspflege sein. Es gibt keine Heiligenviten, keine *Miracula*, es gibt, alles in allem, so gut wie keine erzählenden Quellen, wie sie ein typischer Bestandteil der klerikalen Kultur sind.⁵⁶ In einer Hinsicht, an dokumentarischer Information, ist diese Region also sehr reich; in anderer, an kommentierenden und fortlaufenden Berichten, extrem arm.⁵⁷ Die Menschen haben uns eine Vielzahl von knappen, begrenzten Einblicken in ihre Wirklichkeit, aber kein kohärent formuliertes Bild von ihr hinterlassen.⁵⁸

Die wichtigste Quelle für die tolosanische Stadtgeschichte ist das 1932 von Limouzin-Lamothe edierte Kartular der Stadtkommune, das über hundert Dokumente vereinigt, die die Kommune selber für wichtig hielt.⁵⁹ In den verschiedenen anderen Sammlungen der Stadt finden sich weitere kommunale Dokumente, vor allem aber die „privaten“ Dokumente der Tolosaner (vor allem derer aus der Oberschicht, denen meine Untersuchung gilt). Ohne das Kartular wüßten wir nichts über die Geschichte der Kommune und nicht die Namen derer, die sie als *consules* lenkten; ohne die erhaltenen Privatarhive ließe sich über die Inhaber kommunaler Macht kaum etwas weiteres sagen. Die meisten dieser Dokumente sind in kirchlichen Sammlungen erhalten geblieben; sie befinden sich heute meist im tolosanischen Stadtarchiv und in den Archives départementales de la Haute-Garonne.⁶⁰ John Hine Mundy hat diesen Reichtum gehoben und in seinen drei Monographien und mehreren Artikeln auch in großem Umfang publiziert. Das reiche epigraphische Material der Stadt ist im Band 7 des *Corpus des inscriptions de la France médiévale* zugänglich. Die Werke der bildenden Kunst

55 Sie stammen aus unterschiedlichen, teilweise seit 1789/90 verlorenen Sammlungen, vor allem aber aus den königlichen Beständen. Ende des 19. Jahrhunderts wurde die HGL neu herausgegeben und wesentlich erweitert. Die Urkundeneditionen zum Hochmittelalter sind in den Bänden V (Dokumente bis 1173) und VIII enthalten. Die Bände III und VI bieten die (weitgehend veraltete) fortlaufende „Geschichte“, die Bände IV und VII eine Reihe teilweise noch heute gültiger „Notes“ zu den unterschiedlichsten Themen.

56 Daß es auch keine Stadtchronik gibt, ist um 1200 nicht weiter bemerkenswert; daß fürstliche Memorialpflege ebenfalls fehlt, ist hingegen ein signifikantes Faktum, das ich in Kap. 4 kommentiere.

57 Auf die mögliche Bedeutung dieses (verglichen mit anderen Regionen: Miß-) Verhältnisses gehe ich in Kap. 7 ein.

58 Jedenfalls kein in die im Mittelalter übliche Form gefaßtes; vgl. die Diskussion in Kap. 13 und 14.

59 Das Kartular wurde 1204/05 angelegt (vgl. Kap. 20), enthält aber Abschriften von Akten, die bis ca. 1120 zurückgehen.

60 Eine genaue Beschreibung der Sammlungen gibt Mundy, *Men and women* (1990), 8-21.

sind mit Ausnahme der Abteikirche St. Sernin, die als einzige Revolution und Nationalisierung der Kirchengüter überstanden hat, nicht erhalten; die wenigen erhaltenen Reste, die dennoch eine der bedeutendsten Sammlungen romanischer Skulptur darstellen, sind im Musée des Augustins versammelt und mehrfach publiziert.

Neben den Dokumenten sind meine Hauptquelle die Lieder der Trobadors. In ihrer überlieferten Form stammen sie meist aus Liedersammlungen, die ab der Mitte des 13. Jahrhunderts in Okzitanien oder angrenzenden Regionen (vor allem Oberitalien) angefertigt worden sind. Das Gesamtkorpus der Trobadors dürfte so gut wie vollständig ediert sein; die Textkritik verfeinert an ihm weiterhin ihre Methoden. Außer der Trobadorlyrik benutze ich einige narrative Werke (so in Kap. 8, 10 und 12).

Für die Zeit des Albigenserkrieges ändert sich die Quellenlage deutlich. Während aus leicht nachvollziehbaren Gründen die dokumentarische Produktion bzw. Überlieferung extrem zurückging, gibt es für diese Periode zahlreiche chronistische Erwähnungen in ganz Europa und vor allem drei große diesem Krieg gewidmete Historien. Da der Albigenserkrieg nicht eigentliches Thema dieser Arbeit ist, befasse ich mich intensiv nur mit den beiden von Tolosanern verfaßten Chroniken.⁶¹ Wilhelm von Pueglaurenc, gebürtiger Tolosaner und Kaplan des Bischofs Folquet sowie später des Grafen Raimon VII., verfaßte seine *Chronica* erst dreißig bis fünfzig Jahre nach den Ereignissen, bezieht sich aber auf sehr präzise Erinnerungen und Quellen⁶² und bemüht sich außerdem um das, was man gerne „Objektivität“ nennt. Diese Vorsicht beim Füllen von Urteilen hat sicher viel damit zu tun, daß er sowohl Raimon VII. als auch Bischof Folquet, dem unversöhnlichsten aller Feinde des Grafenhauses, verbunden gewesen war. Das Ergebnis ist eine ausgewogene Darstellung, die um mehrere hochinteressante Aperçus und Episoden angereichert ist. (Die Chronik des tolosanischen Dominikaners Guilhem Pelhisson fällt zeitlich nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit und wird nur inzidentuell zitiert.) Meine wichtigste Einzelquelle ist jedoch die *Cançon de la Crosada*, eine nahezu zehntausend Verse lange Chronik der Jahre 1209-1219 in epischer Form.⁶³ Sie ist das Werk zweier Autoren. Die Jahre bis 1213 erzählt Guilhem de Tudela, ein Kaplan im Dienste von Baldoin, dem Bruder von Graf Raimon VI.; der weit längere zweite Teil stammt von einem Anonymus, von dem man mit ziemlicher Sicherheit sagen kann, daß er Tolosaner war und große Teile dessen, was er berichtet, selber miterlebt hat. Dieses Meisterwerk sui generis betrachte ich im vierten Teil der Arbeit ausführlich.

Dieses Buch ist recht umfangreich. Wem dies von Übel scheint, der kann, statt die Geschichte von Anfang bis Ende durchzulesen, nach eigenen Interesse auch kleinere Bücher darin finden. Die Geschichte der tolosanischen Kommune und die Lebensumstände der städtischen Oberschicht etwa lernt man vor allem im ersten Teil (bis Kapitel 6) und dann wieder ab dem dritten Teil (Kapitel 21) kennen; wer sich vornehmlich für das Imaginäre

61 Die dritte ist von Peter von Vaux-de-Cernay, einem Zisterziensermönch aus dem Franzischen, der den Kreuzzug auf der Seite von Simon de Montfort miterlebte und seine *Historia Albigenensis* vor allem dem Kampf dieses Streiters Christi gegen die Ketzerei widmet. Während ihr Wert als ereignisgeschichtliche Quelle unbestritten ist, kann man in ihr die Tolosaner nur in der Wahrnehmung ihrer Feinde erkennen – was an manchen Stellen auch sehr interessant, hier aber nur inzidentuell von Belang ist.

62 Vgl. die quellenkritische Würdigung von Jean Duvernoy in seiner Edition von 1976.

63 In Kap. 26 gehe ich intensiver auf die *Cançon* ein. Der heute übliche Titel des in dem einzigen vollständigen Manuskript unbetitelten Werks stammt von seinem Herausgeber und Übersetzer Martin Chabot: *La chanson de la Croisade albigeoise*.

interessiert, mag mit dem zweiten Teil (Kapitel 7 oder gar erst 9) beginnen und wird sich dann vielleicht veranlaßt sehen, gelegentlich zurückzublättern. Ich habe mich bemüht, an geeigneter Stelle entsprechende Querverweise anzubringen.

An den Anfang der Geschichte – oder vielmehr ihr voran – stelle ich eine Einführung in die Region, die Topographie und die Demographie der Stadt (Kap. 1). Sie soll den Rahmen setzen für die Tableaux, die ich in den vier Teilen der eigentlichen Untersuchung entwerfe. In diesem Zusammenhang gebe ich außerdem einen knappen Überblick über die Entwicklung der tolosanischen Kommune, ihre Mitglieder, ihr Verhältnis zu den Mächtigen, bis in die Zeit, in der sie sich als „*république toulousaine*“ (Philippe Wolff) eine sehr weitgehende Autonomie sichert. Dieses *Chapitre liminaire* erhebt keinen Anspruch auf inhaltliche Originalität, sondern schöpft aus der lokalhistorischen Forschung sowie den Studien von John Hine Mundy, der die politische Geschichte der tolosanischen Kommune um 1200 besser kennt als jeder andere.

Ich beginne die Untersuchung der ‚Aristokraten‘ mit der Betrachtung eines Ereignisses, der Verurteilung eines Patriziers wegen Ketzerei im Jahre 1178 (Kap. 2). Dieses Ereignis stellt eine Reihe von Leitfragen, die helfen sollen, das vielfältige Quellenmaterial über die tolosanische Oberschicht zu strukturieren, und macht mit einigen Akteuren bekannt. Die ‚Annäherungen an das Patriziat‘ (Kap. 3) beginnen mit der Frage, inwiefern man von einem solchen reden kann, und benennen das Ausgangskriterium: die Beteiligung an der Stadtherrschaft. Ist das zu untersuchende Patriziat bestimmt, untersuche ich die Namen, die Herkunft, die Charakteristika der patrizischen Familien, frage nach ihren Bündnissen und nach den Modalitäten der Machtausübung. Der Blick auf die kirchliche Präsenz rundet die Skizze ab. Ziel ist die Erstellung einer Art Morphologie des aristokratischen Habitus, deren Elemente im zweiten Teil auf ihren kulturellen Kontext zurückgeführt werden sollen. Der genaue Blick ermöglicht es, bereits an dieser Stelle einige neue Befunde über die patrizischen Dispositionen und Praktiken im Konsulat und in ihren Beziehungen zum Grafen und zur Umlandaristokratie zu machen. ‚Eine Familie‘ (Kap. 4) legt im folgenden den roten Faden, anhand dessen die patrizische Praxis genauer untersucht wird: die lebenden und die toten Verwandten und die Vorstellungen von ihnen, der Umgang mit dem Geld und die diversen Weiterungen, die dieses Thema mit sich bringt. Dem ‚Handeln mit dem Boden‘ gilt dabei eine gesonderte Betrachtung (Kap. 5), weil es in mehrfacher Hinsicht als grundlegend für die patrizische Praxis aufgefaßt werden kann. In diesem Zusammenhang gerät die innerstädtische Macht des Patriziats in den Blick, und ein ernster (nicht nur) innerstädtischer Konflikt in den 1180er Jahren erlaubt eine erste Betrachtung der städtischen Konfliktregungsstrategien. Den Übergang zur Kulturanalyse bilden die ‚Religiositäten‘ (Kap. 6), der Blick auf das einzigartige Phänomen einer Heterodoxie, die sich weitgehend problemlos verbreitete. Er gilt aber nicht so sehr der Opposition von Katholizismus und Katharismus als vielmehr der Frage, wie in der tolosanischen Praxis diese Opposition aussah und vor allem, inwieweit sie im Rahmen der vielfältigen Frömmigkeitspraktiken als eine solche empfunden wurde.

Der zweite Teil gilt den ‚Poeten‘. Sein Gegenstand ist der Rekonstruktionsversuch der Vorstellungen und Wahrnehmungsmuster, die den Phänomenen zugrunde lagen, die anhand des tolosanischen Patriziats zu beschreiben das Thema des ersten Teils gewesen ist.

Im Anschluß an die Behandlung der Religiositäten und die Sprachlosigkeit der Kirche gegenüber der Häresie geht es um die Sprach-Losigkeit der Kirche ganz allgemein und fragt nach dem besonderen Ort und den Verwendungen des Lateins (Kap. 7) und des Okzitanischen (Kap. 8) in diesem Land. Die okzitanische(n) Sprache(n) sind auf der Wortebene

das Idiom, in dem sich die *Cortesia* ausdrückt, und zwar mit einem explizit formulierten Anspruch auf Allgemeingültigkeit und Konkurrenzlosigkeit, mit dem sie sich von allen anderen nichtlateinischen Literaturen dieser Zeit deutlich unterscheidet. ‚Ort und Zeit‘ für diese aristokratische Soziabilität (Kap. 9) werden anhand der *idées reçues* über „Hofkultur“ untersucht und hinterfragt; es geht darum, so genau wie möglich zu erfahren, wann, wo und wie die Menschen zusammenkamen, die die Kulturprodukte der *Cortesia* konsumierten. An erster Stelle steht dabei der Aristokratiebegriff, das heißt die Vorstellung, die sich diese Menschen über die Formulierbarkeit sozialer Exzellenz machten. Die Vorstellungen der Beteiligten über ihr eigenes Zusammenleben werden in Bezug gesetzt zu Vorstellungen, die man sich außerhalb Okzitaniens über dieses Zusammenleben machte, um mit Hilfe dieses „Blicks aus der Ferne“ die Regeln der aristokratischen Soziabilität im Hinblick auf die ‚Regeln der Regellosigkeit‘ (Kap. 10) zu pointieren und damit Befunde aus der Untersuchung der tolosanischen Praxis im ersten Teil in einen weiteren Kontext zu setzen. Damit ist eine Art Morphologie der praktizierten *Cortesia* etabliert und ihr möglicherweise charakteristischster Zug akzentuiert.

Der zentrale Abschnitt der Kulturanalyse gilt der Beschreibung des Systems, mittels dessen diese Mentalität sich organisierte und artikulierte. Um ihre Artikulationsbasis zu erläutern, beginne ich mit den Konstituenten, die in unterschiedlicher Weise zu der einzigartigen Bewertung des formalisierten Wortes in diesem kulturellen System beitrugen. Die ‚symbolische Syntax‘ der *Cortesia* (Kap. 11), ihr Verständnis von der Fügung bedeutsamer Sprechakte, entnahm sie dem (vielfach vermittelten) lateinischen Erbe, das den höfischen *oratores* durchaus zur Verfügung stand, das sie aber sehr selektiv nutzten. Die ‚symbolische Semantik‘ (Kap. 12), die Vorstellungen über den Zusammenhang des Sprechaktes mit der außersprachlichen Realität, stammte anscheinend aus einer deutlich anderen Vorstellungswelt, zu deren Erläuterung ein Umweg über die altnordische poetische Praxis aufschlußreich ist. Die ‚symbolische Pragmatik‘ schließlich (Kap. 13), der soziale Einsatz der Sprechakte der *Cortesia*, war stark von den Erfahrungen geprägt, die die Okzitanen in ihrem vielförmigen Austausch mit dem benachbarten muslimischen Andalusien machten. Das sind die Konstituenten für die Theorie von der ‚Grammatik der Mentalität‘, die in der „höfischen Liebe“ als sprachlichem System ihren Ausdruck fand (Kap. 14). Dieses Kapitel, gewissermaßen das Herzstück der Arbeit, legt auf theoretische Weise dar, was ich in den folgenden Kapiteln an Beispielen praktiziere, nämlich in welcher Form meiner Ansicht nach die Trobadorlyrik als „dichteste“ Ausdrucksweise der Aristokratie gelesen werden sollte. In diesem eigentümlichen Idiom waren die verschiedenen ‚Themen der *Cortesia*‘ sagbar (Kap. 15), deren Bandbreite ich vor allem zu dem Zweck erläutere, das „Übersetzungs“-Verfahren zu verdeutlichen, das der *Cortesia* als System zur Organisation von Erfahrungen zugrunde lag.

Den Zusammenhang zwischen den sprachlichen Ausprägungen der Mentalität und ihrer Konkretisierung in Handlungen stellt der dritte Abschnitt her. Vordergründig gilt er der Interpretation einer tolosanischen Rede des Trobadors Aimeric de Peguilhan (Kap. 16-20). Es ist eine Interpretation im weitestmöglichen Sinn: Ohne von der Kanzone als Gegenstand der Analyse abzugehen, lasse ich mich auf mehrere sehr weitläufige Exkurse ein. Ziel dieser Konkretisierungen ist es, die über die Kanzone in der Sprache der *Cortesia* vermittelte Sicht und Erklärung der Welt ineinzusetzen mit einer Reihe von Phänomenen aus der scheinbar ganz und gar außerliterarischen Wirklichkeit – nicht um zu zeigen, daß die eine die andere generierte, sondern daß sie alle Aktionen und Reaktionen innerhalb desselben mentalen Koordinatensystems waren. Am Anfang steht die Betrachtung der ersten beiden Strophen

der Kanzone, in denen der Trobador ‚zwei Welten kollidieren‘ läßt (Kap. 16). Die intensive Textinterpretation bereitet das Unternehmen vor, diese beiden Vorstellungswelten in der dokumentarisch belegten Praxis der okzitanischen Aristokratie wiederzufinden und so die ‚Verhandlungen um die Ehre‘ zu verfolgen (Kap. 17), das heißt anhand einiger Aristokratenfamilien diejenigen Dinge zu suchen, die für die Aufrechterhaltung der sozialen Existenz unverhandelbar waren – und diejenigen zu identifizieren, die antraten, eben diese Dinge zur Verhandlung zu stellen. Dies kristallisiert sich in dem Konflikt um die Frage: ‚Wer ist der Herr?‘ (Kap. 18), wobei ich anhand zweier Ereignisse aus dem tolosanischen Raum erläutere, in wie vielfältiger Form die Debatte geführt wurde, die die zu interpretierende Kanzone in dem ihr eigenen Idiom formalisiert. Die Aussagemöglichkeiten dieses Idioms hängen wesentlich von einem Element der „Grammatik der Cortesia“ ab, nämlich dem symbolischen ‚Morphem Frau‘ (Kap. 19). Wie die Frau als wesentliches symbolsprachliches Element funktioniert, erläutere ich unter Rekurs auf die tolosanische Praxis sowie auf ein analoges Phänomen aus der klassisch-arabischen Zivilisation. Mit Hilfe des Symbolmorphems Frau entwirft der Trobador eine ‚höfische Dämonologie‘ (Kap. 20), in der sich die Aristokratie der Cortesia mit ihrem eigenen Gegenbild konfrontiert bzw. es erst handhabbar macht. Diese beispielhafte Lesung einer Trobadorkanzone soll die Möglichkeiten und Beschränkungen der kulturellen Ressourcen zeigen, die sich die okzitanischen Aristokraten mit der von ihnen gewählten und unter beträchtlichen kulturellen Investitionen aufrechterhaltenen Form der Arikulation ihrer Mentalität erschlossen hatten.

Der dritte und der vierte Teil der Arbeit sind vor allem die Überprüfung der im zweiten Teil aufgestellten Hypothesen an der tolosanischen Praxis, das heißt, sie sind kommentierte Ereignisgeschichte der Jahre 1202-1229 unter der Frage, wie der Zusammenhang der *belhs mots* mit der *potestas* konkret aussehen mochte. Der dritte Teil fragt, wie die Tolosaner die Macht der schönen Worte in einer bewegten Phase der Stadtgeschichte zu nutzen wußten. 1202 wird das Patriziat aus dem Konsulat vertrieben. ‚Eine neue Kommune‘ entsteht (Kap. 21), deren Führer deutlich andere Interessen und Methoden zu ihrer Durchsetzung haben als die bisherige aristokratische Führung. Das führt zu jahrelangen, gut dokumentierten ‚Konflikten zwischen Patriziern und Popularen‘, der neuen Führungsgruppe (Kap. 22), aber auch zur improvisierten Entwicklung einer neuen Strategie der Konfliktregelung, die im wesentlichen auf der Verfügbarkeit des mentalen Instrumentariums der Cortesia beruht. Diese ‚Verhandlungen zwischen Patriziern und Popularen‘ (Kap. 23) zeigen das Zukunftspotential der im zweiten Teil rekonstruierten mentalen Dispositionen.

Der vierte Teil steht unter dem Schlachtruf „Tolosa e Paratge“, mit dem die Stadt dem Albigenserkrieg entgentreten sollte, der ab 1209 über Okzitanien (und ab 1211 direkt über Tolosa) hereinbrach.⁶⁴ Statt diesen zwanzigjährigen, im Vergleich zu den Jahrzehnten davor so viel besser dokumentierten Krieg in Tolosa Jahr für Jahr zu verfolgen (eine ‚Chronik des Albigenserkrieges‘ gebe ich in Kap. 24), wähle ich vier Episoden aus, die es ermöglichen, die verschiedenen Strategien der Rhetorisierung bzw. Literarisierung⁶⁵ des Konflikts zu verfolgen. So ist es möglich, durch eine genauere Betrachtung der Ereignisse in Tolosa, als sie bisher unternommen worden ist, die Akteure und ihre Entscheidungen zu identifizieren

64 *Tolosa e Paratge* ist ein sprachliches Kondensat des Themas dieses Buches, das einer der Beteiligten formulierte. Es wird am Ende des vorletzten Kapitels aufgelöst.

65 Das meine ich nicht im Sinne von „bewußter Umdeutung/Verschleierung“, sondern im Gegenteil im dem Sinne, daß die „literarisch“ konzeptualisierten kulturellen Modelle für die Handlungen der Personen richtungsweisend waren. Der Kriegsverlauf ermöglicht es, die Erfolge und Mißerfolge solcher Literarisierungen zu verfolgen.

und damit der Gefahr von Generalisierungen über „die Tolosaner“ oder „die okzitanische Seite“ zu entgehen. Ich erzähle dabei die Ereignisse zunächst in einer Form, die wir verstehen können, bevor ich frage, wie die Beteiligten sie verstanden haben mögen. Denn die Tatsache, daß „die Tolosaner“ in einer beispiellosen Weise mit und für ihren Grafen gegen das Kreuzheer gekämpft haben, wird zwar als bemerkenswerter Umstand registriert. Bei der Frage, wieso sie das taten, ist die Historiographie bislang nicht über allgemeine Mutmaßungen über „Werte“ und „Ideale“ hinausgekommen. Mein Ziel ist es zu untersuchen, wie diese Werte und Ideale formuliert waren, wie und auf Kosten welcher Alternativen sie fortgeschrieben wurden.

Die erste Episode – 1211 – ist die der ‚Galgen von Lavaur‘ (Kap. 25), der Moment, in dem die Tolosaner auf allerdrastischste Weise erkennen müssen, was dieser Krieg eigentlich bedeutet. Die fundamentale Bedrohung ihrer Welt (auf mehreren Ebenen) einmal erkannt, reagieren sie zunächst, indem sie die gewohnten Wahrnehmungsmuster auf die völlig unbekannte neue Situation zu übertragen versuchen und ‚das Epos als Cortesia‘ auffassen (Kap. 26), wie die episodische Betrachtung des Frühjahrs 1213 erläutern soll. Mit der kriegesischen Niederlage scheitert diese Strategie, auf die die Tolosaner – oder besser: ein Tolosaner, der Verfasser des zweiten Teils der *Cançon de la Crosada* – mit einem in nie dagewesenem Maße gründlichen Rückgriff auf ihr mentales Erbe reagieren. Die ‚Cortesia als Epos‘ zu formulieren (Kap. 27), hilft ihnen, 1217/18 die entscheidende Auseinandersetzung um die Stadt Tolosa zu gewinnen. Der Preis für diese gründliche Umformulierung ist hoch, wie sich im sich über ein Jahrzehnt hinstreckenden Zerfalls der tolosanischen πολιτεία erweist; es entsteht ein neues ‚Tolosa ohne Paratge‘ (Kap. 28). Das Jahr 1226 läßt episodenhaft zur Untersuchung der Konflikte ein, die Krieg und Sieg produziert haben, und erlaubt zu sehen, wie die Verbindlichkeit der Cortesia allzu vielen Belastungen in allzu kurzer Zeit nicht mehr gewachsen ist. Die erneute Invasion eines Kreuzheeres tut ihr übriges, um mit der Unterwerfung von Tolosa unter die kapetingische Krone 1229 die Reste der auf der Cortesia beruhenden Welt zu beseitigen.

Einige Anmerkungen zu den Formalia und der Terminologie. Ich benutze durchgängig das Wort Okzitanien und seine Derivate zur Bezeichnung des okzitanischen Sprachraums.⁶⁶ Formal ist dies eine anachronistische Projektion. Aus Gründen, die zu erläutern sein werden, fanden die Menschen des späteren „Languedoc“ nie einen Begriff, der eine räumliche Einheit oberhalb der *pagi* bezeichnet hätte.⁶⁷ Insofern hat man nur die Wahl zwischen

66 Er umfaßt in etwa 32 Départements des französischen Staats, und zwar die Regionen Midi-Pyrénées, Aquitaine (ohne das Baskenland), Limousin, Auvergne, den Südtteil von Rhône-Alpes, Provence-Alpes-Côte-d’Azur und Languedoc (ohne Roussillon). Dazu kommen ein Teil des alpinen Piemont und ein zum spanischen Staat gehörendes Pyrenäental, das Val d’Aran. Im Mittelalter dürften die entsprechenden Isoglossenbündel ähnlich verlaufen sein; zumindest in bezug auf die schriftliche Produktion allerdings war das heutige Poitou-Charentes bis ins 13. Jahrhundert größtenteils okzitanisch. Zum Okzitanischen darf man (vor allem im hohen Mittelalter; vgl. Kap. 8) das Katalanische zählen, das vor der Ausdehnung auf die Balearen und València (1229-35 bzw. 1236-38) im wesentlichen in der heutigen Region Catalunya sowie im Roussillon gesprochen wurde.

67 Häufig verwende ich „Okzitanien“ mehr oder minder implizit lediglich für den „tolosanischen Raum“ im weitesten Sinne, das heißt die Länder, die in irgendeiner Form zum Machtbereich der tolosanischen Grafen zählten: im wesentlichen die heutigen Regionen Languedoc (ohne Roussillon) und Midi-Pyrénées sowie die nordwestliche Provence. Kommt es auf den politischen Aspekt an, verwende ich Begriffe wie „die ramundinischen Länder“.

verschiedenen Anachronismen; der gebräuchlichste – „Südfrankreich“, „le Midi (de la France)“ – kommt nicht in Frage, weil die Irrelevanz späterer monarchischer und nationaler Entwürfe für das tolosanische 12. Jahrhundert eine der wesentlichen Prämissen dieser Arbeit ist. Es ist zu diskutieren, ob die Gesamtheit der okzitanischsprachigen Länder für die Tolosaner, auf die ich meine Betrachtung konzentriere, nicht ebenso irrelevant war. In einer wesentlichen Hinsicht, nämlich der sprachlichen Einheitlichkeit (insbesondere in ihrer „hochsprachlichen“ Formalisierung, vgl. Kap. 8), ist diese Gesamtheit aber durchaus gegeben. Welche darüber hinausgehenden Züge allen okzitanischen *pagi* und *provinciae* gemein gewesen sein mögen, soll hier nicht das Thema sein.⁶⁸

In diesem Sinne verwende ich für Personen- und Ortsnamen die (standardisierte) okzitanische, nicht die französische Form. So wie die Kreuzfahrer 1204 nicht ‚İstanbul‘ einnahmen, nahmen sie 1214 nicht ‚Toulouse‘ ein. Die scheinbar harmlose Projektion von heute geläufigen Namen ist bereits eine kognitiv schwerwiegende Wahl. (Im Falle beispielsweise von ‚Kants Geburtsort Kaliningrad‘ ist dies offensichtlicher als beim ‚Toulouse‘ des 12. Jahrhunderts.) Im übrigen sind die okzitanischen Bezeichnungen problemlos in den „geläufigen“ französischen wiederzufinden, da letztere die – mehr oder weniger genaue – phonetische und/oder graphische Umsetzung im Kataster des Ancien régime sind. *Tolosa* etwa, das klassische /to:lo:sa/, wurde im 12. Jahrhundert vermutlich /tu'loza/ oder /tu'luzə/ gesprochen, was seit dem Spätmittelalter in französischer Graphie als „Toulouse“ notiert wird; ebenso ist auch der Trobador zum romantischen „Troubadour“ geworden.⁶⁹

Im Text bringe ich Quellen, wenn möglich, in Übersetzung und zitiere den Originalwortlaut in Anmerkung. Wenn es allerdings mehr auf den Wortlaut des Originals als auf die übersetzbare Information ankommt, bringe ich das Original im Text und gebe bei okzitanischen Quellen eine möglichst wortgetreue Übersetzung. Wo nicht anders vermerkt, sind die Übersetzungen meine eigenen. In Zitaten folge ich der Schreibweise des Manuskripts; bei in den Text übernommenen Begriffen und Wendungen verwende ich eine standardisierte Schreibung, die einem Leser, der mit einer anderen romanischen Sprache vertraut ist, ohne weiteres zugänglich ist. Mit Ausnahme des Wortakzents verwende ich keine diakritischen Zeichen. Das Kürzel AA1:(Nummer) bzw. AA2:(Nummer) verweist auf das in den Archives municipales von Toulouse verwahrte Kartularium des *burgus* bzw. der *civitas*, der beiden Stadthälften der Kommune. Die *Histoire générale de Languedoc* wird durchweg als HGL (Band) zitiert, die Trobadors nach dem Register von Pillet/Carstens: PC (Nummer des Trobadors), (Nummer des Liedes), die Vidas und Razós nach der Edition von Boutière/Schutz: BS n° (fortlaufende Nummer). Alle Jahreszahlen sind modernisiert.

68 *Fossier*, *Enfance de l'Europe* (1982), II 998, begründet seine Subsumierung dieser Regionen unter dem Begriff „l'espace occitan“ folgendermaßen: „Faute d'une autre expression plus conforme à la question abordée [d.i. Typologie der hochmittelalterlichen Städte] j'userai de celle-là dont le mérite est de grouper en une seule aire, de Narbonne à Poitiers, et de Bordeaux aux Alpes-Maritimes, non seulement des parlers cousins, mais des usages juridiques fortement romanisés, et comme on l'a vu plus haut une certaine homogénéité sociale.“

69 Vgl. *Bec*, *Anthologie des troubadours* (1979). Generell gilt, okzitanische Wörter nicht à la française auszusprechen, sondern à l'italienne oder besser à l'espagnole. Die einzelnen Buchstaben (oder Grapheme) haben gewöhnlich einen einzigen festen Lautwert; <lh> und <nh> entsprechen den italienischen <gl(i)> und <gn>; das <r(r)> wird so ausgesprochen, wie es aus dem Kastilischen bekannt ist; es gibt keine nasalen Vokale. Die in Kap. 4 und 5 besprochene patrizische Familie Barrau etwa spricht sich nicht /ba'ro/, sondern /ba'rrau/, der Graf nicht /ʁe'mʒ/, sondern /rai'mon/ oder /rai'mun/.

1 Der Rahmen

Non unquam altricem nostri reticebo Tolosam...

DECIMUS AUSONIUS MAGNUS, Ordo nobilium urbium XVIII

Das Land

Die Senke, die in nordwestlich-südöstlicher Richtung das Vorgebirgsland der Pyrenäen von den Ausläufern des Zentralmassivs trennt, ist an ihrer schmalsten Stelle nur wenige Kilometer breit. Nach Osten hin erweitert sie sich und mündet in die Küstenebene des Mittelmeers; nach Westen hin geht sie in das Hügelland des aquitanischen Beckens über, das schon zur atlantischen westeuropäischen Klimazone gehört. Auch die engste und höchste Stelle dieses Korridors, die Schwelle von Naurosa (rund 200 m über dem Meerespiegel), ist kein wirkliches Hindernis für den Verkehrsweg, der schon im römischen Imperium eine Rolle spielte.¹ Seit der fränkischen Eroberung des westlichen Teils der Provincia Narbonensis im 6. Jahrhundert markiert dieser Paß eine traditionelle Herrschaftsgrenze zwischen beiden Räumen, die heute als französische Regionen Midi-Pyrénées und Languedoc-Roussillon heißen. Die Bewohner des Küstenlandes wurden noch um 1100, dreieinhalb Jahrhunderte nach der fränkischen Eroberung auch des mediterranen Septimaniens, in Tolosa als *Goti* wahrgenommen.² In allen Bereichen, von der Toponymie³ über die Charakteristika des Rechts, der Agrarstruktur, des Habitat, der Handelsorientierungen bis zur Praxis und Repräsentation von Herrschaft, muß man innerhalb des späteren ‚Languedoc‘ mit einem Unterschied zwischen der mediterranen Ebene und dem Binnenland rechnen.

Vierzig Kilometer nordwestlich des Passes von Naurosa gelegen, zählt Tolosa zum Binnenland. Die Stadt ist Mittelpunkt einer Landschaft, die als Tolosan bezeichnet wird und die in etwa der römischen *civitas Tolosae* und dem karolingischen *pagus Tolosanus* entspricht. Das koextensive Bistum gehörte zur narbonensischen Kirchenprovinz; unmittelbar westlich begann die Kirchenprovinz Auch, unmittelbar nördlich die von Bourges.⁴

1 Der mittelalterliche Handelsweg verlief über weite Strecken in geringen Abstand parallel zur römischen Straße. Im übrigen gewannen alternative Routen, die nördlich über gebirgigere Strecken verliefen, ebenfalls Bedeutung, nicht zuletzt als Pilgerstraßen mit mehreren Etappen, die – wie die Abtei Sant Ponç in den südlichen Cevennen – von den tolosanischen Grafen gefördert wurden. Vgl. *Bautier, Le grand axe* (1963) mit ausführlicher Bibliographie und als neuere Zusammenfassung *Pradalié, Cadres de vie économique*, in: *De Toulouse à Tripoli* (1989), 23-28.

2 *Cartulaire de Saint-Sernin* n° 135, nach *Gérard, Le marché de Baziège* (1963), 251.

3 Vgl. *Baudot, Toponymes languedociens* (1961). Im Küstenland konstatiert er starke gotische, aber auch fränkische Züge, im südwestlichen Binnenland eine demgegenüber stärkeres (kelt)iberisches Substrat.

4 Das Gebiet, das im 12. und 13. Jahrhundert als „Tolosan“ bezeichnet wurde, unterschied sich größtenteils nicht vom *pagus Tolosanus*; lediglich ihr schon in den Pyrenäen liegender Teil, der südliche Teil der Grafschaft Foix, galt nicht mehr als zum Tolosan gehörig.

Tolosa liegt auf einer Anhöhe am rechten (Ost-) Ufer des schiffbaren Flusses Garona, reichlich 300 Kilometer von seiner Mündung in den Atlantik entfernt.⁵ Der Ort ist vor den Frühlingshochwassern der Garona sicher und liegt im Schnittpunkt mehrerer Verkehrswege. Im 12. Jahrhundert führten Straßen in südöstlicher Richtung über den Paß von Nauros zum Mittelmeer, in nördlicher Richtung ins Lemosin (mit einer Abzweigung in Richtung Lyon) und in westlicher Richtung über Auch ins Gaskonische sowie über den Pyrenäenpaß Somport nach Navarra.⁶ In südlicher Richtung, die Flußtäler aufwärts, ermöglicht der 1 915 Meter hohe Paß von Puigmorens den Übergang über die Pyrenäen nach Katalonien. Schon in den frühesten städtischen Dokumenten (um 1120) wird die Schifffahrt auf der Garona erwähnt, sowohl flußaufwärts in die Pyrenäentäler als auch flußabwärts nach Aquitanien. Die Schifffahrtszölle hatten für den städtischen Handel einige Bedeutung.⁷

Um 1100 war Tolosa in drei Richtungen noch von ausgedehnten Wäldern umgeben. Nach Westen hin bildete der Wald von Bolcona die Grenzzone zum gaskonischen Raum, der sich in vielen Aspekten (auch in der Sprache) vom tolosanisch-„languedokischen“ unterschied und unterscheidet. Nach Norden markierte der Wald von Agre die historische Grenze zum Carcin (*pagus Caturcensis*) und Albigés (*pagus Albigensis*), die aber ebenso wie der durch den Wald von Bolbona gegebene Übergang zur Pyrenäengrafschaft Foix im Süden durch verschiedene Kommunikationswege, Flußtäler und Wege, eine weniger scharfe Grenze bedeutete als die nach Westen. Lediglich nach Osten und Südosten war das Hügelland der Landschaft Lauragués im hohen Mittelalter bereits weitgehend gerodet und besiedelt.⁸ Die politische und demographische Entwicklung Tolosas reflektierte diese Orientierung: Die intensivste Immigration kam aus dem Osten, die geringsten Kontakte bestanden nach Westen.

Dies gilt nicht nur für so greifbare Prozesse und in so überschaubarem Maßstab. Die geographische Ausdehnung jenes Konglomerats von Herrschaften und Einflüssen, das das „Reich“ der tolosanischen Grafen ausmachte, trug noch dazu bei, daß die Stadt, an der Grenze des atlantischen und des mediterranen Europa gelegen, sich jenseits der lokalen Belange vor allem nach dem Mittelmeerraum hin ausrichtete. Raimon IV. (1080-1105) war ein Führer des Ersten Kreuzzugs und blieb nicht der letzte tolosanische Graf, der mit einem Heer *ultra mare* zog und dort starb. Das tolosanische Grafenhaus herrschte im Kreuzfahrerreich von Tripolis. Die septimanischen und provenzalischen Hafenstädte trieben Handel mit Italien und dem Maghreb und sammelten im Laufe des 12. Jahrhunderts Privilegien in orientalischen Häfen.⁹ Auf allen sozialen Niveaux reiste man nach Sizilien, Ostrom oder ins Heilige Land.¹⁰ Die jüdischen Gemeinschaften Okzitaniens, in denen die

5 Vgl. die Kartenskizzen im Anhang, Abb. 2 und 3. Für eine ausführliche historische Geographie vgl. Jean Coppolani, Toulouse – étude de géographie urbaine. Toulouse 1954.

6 Souyri, L'évolution économique, 24. In der Bestandsaufnahme, die die Stadt Anfang des 13. Jahrhunderts über die Straßenzölle durchführte (AA1:55), ist als Besteuerungsmaßstab stets von Menschen- oder Tierlasten (*saumata* von okzit. *saumada*) die Rede, nie von Wagentransporten.

7 Das erste Privileg, das die Kommune außerhalb der Stadt errang, betraf die Fixierung des Zolls in Verdun, 30 km flußabwärts (AA1:3, 1164). Ich erwähne es hier vorerst nur als wirtschaftsgeographischen Beleg.

8 Pradalié, Cadres de vie économique, in: De Toulouse à Tripoli (1989), 21f.

9 Vgl. Paterson, World of the troubadours (1993), 159ff., für eine Zusammenfassung der okzitanischen Präsenz im Mittelmeerraum vor 1200.

10 Raimon IV. heiratete in Sizilien *non sine magnarum expensarum sumptibus nuptiis* eine Tochter von Robert Guiscard (Gaufredus Malaterra, *Historia Sicula* III 21, zitiert nach Débax, *Stratégies matrimoniales* [1988], 224); Raimon VI. (1194-1222) heiratete in dritter Ehe die Tochter des

rabbinische Wissenschaft und die weltliche Lyrik im 12. Jahrhundert große Bedeutung erlangten, hielten ständigen Kontakt mit dem arabischen Spanien und Afrika; Benjamin von Tudela begann seine berühmte Reise mit Besuchen in Barcelona, Narbona und Montpelhier.¹¹ Daneben bestand der stillere, alltägliche Kulturkontakt, wie ihn etwa jener *Tolosanus de Almaria* vermitteln mochte, den ein Dokument von 1218 erwähnt.¹² Auf den unterschiedlichsten Gebieten bezog die Metropole der tolosanischen Grafen ihre Ideen über die Welt oder zumindest deren Konzeptualisierung aus dem weiten Mittelmeerraum, einschließlich jener religiösen, die 1209 den Anlaß zum Untergang ihrer eigenen Welt geben sollte.

In diesem System kulturellen Austausches waren, um in Stephen Greenblatts Bild zu bleiben,¹³ die „terms of trade“ nicht ganz ausgeglichen. Das Tolosa des 12. Jahrhunderts bemühte sich, (wieder) Anschluß zu finden an die vielschichtige mediterrane Gemeinschaft. Es assimilierte bereitwillig juristische und lyrische Formen, Waren, Wissen, Glauben und Geld, und die Assimilierung war in den meisten Fällen nicht ganz problemlos. Seine eigenen am deutlichsten registrierbare Impulse – die romanische Monumentalskulptur um 1100, die höfisch gewordene Lyrik ein halbes Jahrhundert später – gab der tolosanische Raum dagegen vor allem in Richtung Norden weiter; das Mittelmeer erhielt sie gewissermaßen erst ein Jahrhundert später in ganz neuem Gewand zurück, als die Zirkulationen im kapetingisch gewordenen Okzitanien bereits dabei waren, gründlich ihre Richtung zu ändern.

Der Ort

Die tolosanische Kommune bestand seit dem 12. Jahrhundert aus zwei Stadtteilen: der alten keltiberisch-römischen *civitas* und der nördlich davon um die Märtyrergrablege Sant Sernin entstandenen Vorstadt.¹⁴ Die Altstadt lag innerhalb der aus spätrömischer Zeit stammenden Stadtmauern, die Zone dichter Bebauung bedeckte aber nur noch etwa die Hälfte der ummauerten Fläche. An ihrem östlichen Rand lag (und liegt) die Kathedrale, dem hl. Stephan geweiht, mit dem Bischofssitz. Als Teil der Stadtmauer lag neben dem südlichen

Kreuzfahrerkönigs von Zypern (ebd., 229). Um dieselbe Zeit ehelichte der tolosanische Trobador Peire Vidal in Zypern eine Griechin, was ihn seiner anekdotischen Vida zufolge dazu motivierte, sich als rechtmäßiger Erbe des oströmischen Throns zu gerieren (BS n° 57). Besser dokumentiert sind andere Reisen in den Osten, zum Beispiel die des Trobadors Raimbaut de Vaquerias, der sich in der Gegend von Thessalonike niederließ, oder unter vielen anderen testamentarisch bezeugten die des tolosanischen Arztes Guilhem Arnaut mit einem Gefolgsmann 1191-93. Ob als Reiseerinnerung oder als mehr oder minder präzise ausgestattete Vision – der griechisch-sarazenische Orient war in Tolosa präsent.

11 Benjamin von Tudela, *Sefer Massa 'ot*, ed. Schreiner (1983), 8-10. Die Sammelbände *Marie-Humbert Vicaire/Bernhard Blumenkranz* (ed.), *Juifs et judaïsme de Languedoc* (=Cahiers de Fanjeaux 12, 1969; auch erschienen als Einzelband in der Collection Franco-Judaïca) sowie *Juifs et source juive en Occitanie*. Valdarias 1988, behandeln die intellektuelle, wirtschaftliche und rechtliche Situation der okzitanischen Juden aus zahlreichen Perspektiven. Zu tolosanischen Detailspekten, etwa der oft zitierten karfreitäglichen „Kolaphisation“, vgl. *Élie Szapiro/Monique Cohen*, *Histoire des communautés juives de Toulouse*. Catalogue de l'exposition (Bibliothèque municipale de Toulouse, 13 juin - 15 octobre 1983).

12 *Richardot*, *Le fief roturier* (1935), Dok. 10; es dürfte sich um einen Einwanderer aus oder einen Reisenden nach dem von den Almohaden beherrschten andalusischen Almería handeln.

13 *Greenblatt*, *Shakespearean negotiations* (1988).

14 Ich bezeichne die *civitas* (*la ciutat*) im folgenden als „Altstadt“ und den *burgus* (*suburbium*, *lo borc Sant Sernin*) als „Vorstadt“.

Stadtter, an der Straße nach Narbona, das im Kern spätrömische Castel Narbonés (*castrum Narbonense*), Sitz der Grafen bzw. ihrer Funktionäre.¹⁵ Neben diesen beiden Zentren der kirchlichen und weltlichen Autorität war die Prioratskirche der Daurada (*ecclesia Sancte Marie Deaurate*) von Bedeutung, die ihren Beinamen dem vergoldeten Bauschmuck des westgotischen Kirchenbaus verdankte. Das zu ihr gehörende *claustrum* lag am Flußhafen. Sie war seit dem 11. Jahrhundert der nördlich von Tolosa gelegenen cluniazensischen Abtei Moissac affiliert. Ein als Brücke genutzter römischer Aquädukt und eine Furt führten über die Garona.¹⁶

Um das 6. Jahrhundert entstand etwas nördlich der Stadt über dem Grab des heiligen Märtyrers Saturninus (Sant Sernin) die gleichnamige Kirche; das Augustiner-Chorherrenstift wurde 1117 zur Abtei erhoben. Seit dem 11. Jahrhundert wuchs um die Kirche herum eine vorstädtische Siedlung, die mit einem Siedlungskern verschmolz, der sich am Flußufer um die Pfarrkirche Sant Peire de Cosinas (*ecclesia Sancti Petri Coquinarum*) entwickelt hatte. Anfang des 12. Jahrhunderts, spätestens 1152 war die Vorstadt befestigt; ihre Befestigungen, vermutlich mit eher palisadenartigem Charakter, schlossen an die Stadtmauer an. Die spätantike, in den Dokumenten des 12. und 13. Jahrhunderts *murus Sarracenicus* genannte Mauer zwischen Stadt und Vorstadt blieb erhalten und bewahrte – auch über die Verwendung ihrer baulichen Reste für aristokratische Wohnsitze hinaus – als weiterhin bestehende Grenze zwischen den Stadthälften ihre Bedeutung. Stadt und Vorstadt zusammen umfaßten ein Areal von rund 120 Hektar. Im Verlauf des 12. Jahrhunderts entstanden außerhalb dieser Mauern¹⁷ noch weitere Suburbia, deren bedeutendstes, Sant Çubran, auf dem linken Flußufer lag.¹⁸ Diese Vorstädte waren jedoch nicht befestigt und bildeten nicht Teil der Kommune, die sich von ihrem Entstehen an als die Gemeinschaft von Altstadt und Vorstadt Sant Sernin verstand.¹⁹

-
- 15 Eine neuere Monographie über die im 16. Jahrhundert abgebrochene Burg, deren Nachfolgebauten, Parlament und Justizpalast, die topographische Symbolik bis in die Gegenwart fortsetzen, ist *Prin/Rocacher, Le Château Narbonnais* (1991).
 - 16 Zwischen 1152 und 1180 wurde eine zweite Brücke etwas stromabwärts über die Garona gebaut, genannt Pont Nou oder – nach ihrem rechten Brückenkopf – Pont de la Daurada. Sie gehörte dem Priorat der Daurada und der Stadtkommune. Anfang des 13. Jahrhunderts wurde weiter flußabwärts an der Furt eine Holzbrücke errichtet, die nach der nahegelegenen Befestigungsanlage Pont del Basagle hieß und wie diese Besitz des Patriziers Arnaut Guilabert war. Vgl. *Souyri, L'évolution économique*, 27-30.
 - 17 Oder, wie es das Kartular präziser ausdrückt, *extra muros civitatis vel extra portas suburbii* (AA1:4).
 - 18 1177 ist von Haus- und Grundstücksverkäufen in der *villa Sancti Cypriani* die Rede. Gemeinsam mit einem unbestimmten Teil der Altstadt (*loci qui dicitur claustrum Sancte Marie*) gehörte sie dem Priorat der Daurada (*Mundy, Liberty* [1954], 224 und 346). Weitere Vorstädte, so die von Sant Miquel vor dem südlichen Stadtter, entstanden im Zusammenhang mit monastischen und/oder karitativen Einrichtungen; vgl. *Mundy, Charity* (1966), 217ff.
 - 19 *Limouzin-Lamothe, La commune de Toulouse* (1932), 126, vertritt die Ansicht, daß die Vorstadt bis in die 1170er Jahre eine von der Stadt getrennte kirchliche Herrschaft unter dem Dominium der Abtei Sant Sernin bildete. *Mundy, Liberty* (1954), 189-190, beweist dagegen – meiner Ansicht nach schlüssig – die Beteiligung der Vorstadt an der Kommune sowie das gräfliche Dominium auch für die Vorstadt. Schon 1141 wurde *ista villa* als Sammelbegriff für beide Stadthälften benutzt (AA1:1); ab 1190 ersetzt (*villa*) *Tolosa* die Einzelbezeichnungen. Dennoch blieb die administrative Trennung erhalten, und in Perioden der Unruhe in Tolosa spielte ein gewisser Antagonismus der Stadthälften mehrfach eine Rolle. Tolosa war zwar ein extremes, aber nicht das einzige Beispiel für diese Dualität von Stadt und Vorstadt; vgl. *Wolff, Civitas et burgus* (1972), 200.

Die Menschen

Das alte römische Tolosa, ab 418 ein Jahrhundert lang Hauptstadt des westgotischen Königreichs, wurde im fränkischen Reich Sitz von Grafen, die zeitweilig mit der Spanischen Mark betraut waren und die ab dem 10. Jahrhundert, den Titel von *duces Narbone* reklamierend, in der gesamten Narbonensis zur Vorherrschaft gelangten. In Septimanie, im mediterranen Küstenland, begann nach den Verwüstungen während der fränkischen Eroberung um 800 ein jahrhundertlang ununterbrochener (Re-) Kultivierungsprozeß,²⁰ der schon im 10. Jahrhundert, massiv dann ab Ende des 11. Jahrhunderts, das tolosanische Binnenland erfaßte. Das Bevölkerungswachstum setzte sich auch in der vieldiskutierten „Krise“ des 11. Jahrhunderts fort und mag mit einigen ihrer Aspekte in Zusammenhang gebracht werden. Ab etwa 1100 kam im Tolosan eine systematische Kultivierungs- und Ansiedlungspolitik in Gang, die von monastischen Einrichtungen, den Grafen und den Ritterorden getragen wurde und deren Instrument eine ursprünglich im Zusammenhang mit der Pax Dei entstandene Sicherheits- und Privilegienzone (*salvitas/salvetat*) war.²¹ Der Bevölkerungsdruck war aber allein mit landwirtschaftlicher Expansion nicht aufzufangen. Von kirchlichen und weltlichen Mächten gefördert, setzte das rapide Wachstum des alten städtischen Zentrums ein.²²

Auch die Stadtkommune von Tolosa begann als *salvetat*, als nämlich Graf Alfons Jordan (1112-1148) den zwischenzeitlich kaum noch besiedelten Südteil der römischen Altstadt und ein Gebiet außerhalb der Mauern um die Grafenburg herum mit wirtschaftlichen und gewissen juristischen Privilegien ausstattete.²³ Diese *salvetat* war schon bald mit der Gesamtstadt deckungsgleich und diente der Kommune in den folgenden Jahrzehnten als institutionelle Basis für ihren Herrschaftsanspruch auf ein immer größer werdendes städtisches Umland, zu dessen Zentrum sie auch in demographischer Hinsicht wurde. Das Lauragués, die südöstlich von Tolosa gelegene und größtenteils schon seit spätrömischer Zeit urbar gemachte Region, stellte den bei weitem größten Teil der Zuzüglinge. Demgegenüber war die Zuwanderung aus den westlich gelegenen gaskonischen Gebieten und dem Pyrenäenraum schwach.²⁴ Im Gegensatz zur Mittelmeerebene mit ihrer Kette von Städten wurde Tolosa zum einzigen städtischen Zentrum in weitem Umkreis.²⁵ Dies alles führte

20 Nach der ausführlichen Untersuchung in *Magnou-Nortier, La société laïque* (1974), 129-196, ist die Monographie von Monique Bourrin-Derruau, *Villages médiévaux en Bas-Languedoc* (1987), die detaillierteste Studie zur Agrar- und Siedlungsgeschichte Septimaniens. Beide verweisen auf die Ansiedlung von hispanischen Immigranten Anfang des 9. Jahrhunderts, die, mit fiskalischen Immunitäten ausgestattet, die Urbarmachung verödeten Landes in Gang brachten. Der kulturelle Einfluß dieser *Hispani* ist ebenso wie ihre genaue Herkunft nicht wirklich einschätzbar (vgl. *Magnou-Nortier, La société laïque*, 111ff.).

21 Vgl. *Ourliac, Les villages de la région toulousaine* (1949), 268ff., und als jüngere Synthese der Forschungen hierzu *Pradalié, Cadres de vie économique*, in: *De Toulouse à Tripoli* (1989), 23f. Allein die Hospitaliter gründeten in den Jahren nach 1100 fünfzig *salvetats* im Tolosan und vierzig auf einer Länge von 35 Kilometern im oberen Tal der Garona (*Mundy, Liberty* [1954], 4f.). Selbst diese Siedlungen reichten nicht aus, um den Bevölkerungsüberschuß aufzufangen.

22 *Wolff, Histoire de Toulouse* (1974), 67, schlägt sich in der alten Debatte über Fernhandel oder landwirtschaftliche Expansion als Grund für städtischen Aufschwung klar auf die letztere Seite.

23 AA1:11. Schon vorher waren ähnliche Privilegien in kleinerem Maßstab verliehen worden, als erstes wohl für die Siedlung um Sant Peire de Cosinas (ebd., 68).

24 Ebd., 70. Wolff stützt sich auf die Auswertung von Herkunftsnamen, die zu Patronymen werden.

25 Albi (80 km nordöstlich), Caors (120 km nördlich), Agen (120 km nordwestlich) und Carcassona (100 km südöstlich) waren die nächsten zu größeren Städten gewachsenen *civitates*. Im gaskonischen

dazu, daß Tolosa an Größe und regionaler Bedeutung im okzitanischen Vergleich extrem war.²⁶ Seine enge, nicht nur eponyme Verbindung mit den Fürsten dürfte gleichermaßen eine Rolle gespielt haben. Selbstverständnis und politische Ambitionen der Kommune bis hin zum Albigenserkrieg haben darin ihre Voraussetzung. In der kommunalen Erinnerung stellte sich diese Expansionsphase drei Generationen später so dar:

*Multi homines et femine... ex multis terris et diversis locis et partibus, quidam cum rebus suis, quidam etiam sine rebus, quas non habebant, venerant quondam in hac villa Tolose causa ibi omnino permanendi, et etiam adhuc tales homines et femine ibi eodem modo sepiissime veniebant, precipue et specialiter pro bonis moribus et usibus atque libertatibus huius ville Tolose...*²⁷

Das rapide Bevölkerungswachstum, Grundlage für den Aufstieg der Stadt, stellte das Gemeinwesen zugleich von Anfang an vor ernste Probleme. Unter den ersten erhaltenen Bestimmungen, die die institutionalisierte Kommune erließ, war der Versuch, die Spekulation mit den offenbar knapp werdenden Lebensmitteln zu verhindern.²⁸ Zur Immigration kam die Emigration: Die dünn bevölkerten Länder am Südrand der Pyrenäen zogen okzitanische Siedler an; ein Vorort von Pamplona wurde dem tolosanischen Stadtheiligen, dem hl. Saturninus, geweiht, und die Abtei des Märtyrers verfügte nahe der navarresischen Hauptstadt über ein Priorat.²⁹ Die Okzitanen waren in Navarra zahlreich genug, um nicht nur ihre Sprache bis ins 13. Jahrhundert beizubehalten, sondern auch eine rechtlich eigenständige Gemeinschaft zu bilden,³⁰ deren Bezeichnung als *Franci* darauf hinweist, daß sie überwiegend aus Einwanderern aus dem tolosanisch-aquitанischen, nicht dem „gotisch“-mediterranen Raum bestand. Auch an der Reconquista beteiligten sie sich; in den katalanischen Städten Tortosa (erobert 1148) und Lleida (1149) finden sich tolosanische Siedler.³¹ Die nachbarlichen Kontakte der Stadt mit dem muslimischen Spanien beschränkte sich also nicht auf gelegentliche Exkursionen merkantilen oder militärischen Charakters.

Westen und pyrenäischen Süden sowie im Lauragués, dem Schwerpunkt des Agraraufschwungs, fehlten Städte völlig; die Bevölkerung konzentrierte sich hier nach jahrhundertelanger Streusiedlung seit kurzem in den *castra*; vgl. *Bourin-Derruau*, Villages médiévaux (1987).

- 26 Die modernen Schätzungen der Einwohnerzahl von ca. 1200 stimmen weitgehend überein. *Nelli*, Vie quotidienne des Cathares (1969), 38, und *Pradalié*, Cadres de vie économique, in: De Toulouse à Tripoli (1989), 26: 20 000 Einwohner; *Mundy*, Charity (1966), 274: 25 - 30 000 Einwohner. Die Bevölkerungszahlen der verschiedenen nicht ummauerten Vorstädte ist schwer abschätzbar, so daß die tatsächliche Zahl eher im oberen Feld gelegen haben dürfte.
- 27 AA1:102 (1226). Der Kontext dieses Rückblicks war die (erfolgreiche) Forderung der Kommune nach Ausdehnung der privilegierten Zone auf das tolosanische Umland, was die im folgenden noch ausführlichere Betonung der *mores* und *libertates* bestimmt.
- 28 AA1:4 (1152), worin den *revenditores* zahlreicher Nahrungsmittel (Getreide, Früchte, Fisch, Öl) Beschränkungen von Menge und Dauer ihrer Tätigkeit auferlegt wurden. Daß der Reingewinn der Bäcker auf 4d pro *quarton* (etwa 80 Liter) Getreide beschränkt wurde, illustriert die Versorgungslage in der wachsenden Stadt noch besser. Höchstpreise für andere Nahrungsmittel wurden in den folgenden Jahrzehnten festgelegt (AA1:6,7).
- 29 *Wolff*, Histoire de Toulouse (1974), 73.
- 30 Vgl. *Ricardo Cierbide*, Estudio lingüístico de la documentación medieval en lengua occitana de Navarra. Bilbao 1988.
- 31 *Wolff*, Histoire de Toulouse (1974), 73.

Die Stadt

Die Geschichte der tolosanischen Stadtkommune ist mehrfach geschrieben worden.³² Ein paar Schlaglichter auf ihre Stationen sollen hier genügen.

Das erste Dokument, das eine handelnde organisierte Kommune zeigt (und das ein Jahrhundert später für wichtig genug gehalten wurde, ins städtische Kartular aufgenommen zu werden), wird auf etwa 1120 datiert. Die *probi homines de Tolosa et burgo* kauften vier *militēs* deren in und um die Stadt erhobenen, *portatge* genannte Abgaben³³ *pro peccunia magna* ab. Für den Fall zukünftiger Brüche des Abkommens beschwört das Dokument zunächst in beeindruckender Pax Dei-Rhetorik Gottes Zorn und alle Höllenstrafen, um dann wesentlich konkreter fortzufahren:

*et insuper Tolose populus et burgi et etiam totus tolosanus populus, cum gladiis et baculis et lapidibus, super eum irruat et interficiant eum omnes homines turpiter.*³⁴

Die Städter, vom Schwertträger bis zum Steinewerfer, demonstrierten das Bewußtsein ihres Potentials.³⁵

Während Konsulate auch dem Namen nach in den okzitanischen Mittelmeerstädten in den 1120er und 1130 Jahren bereits installiert waren, dauerte es in Tolosa – wie generell im Binnenland³⁶ – länger, nämlich bis 1152, daß sich die offensichtlich schon längst sehr handlungsfähige institutionalisierte Kommune einen Namen gab:³⁷ *commune consilium urbis Tolose et suburbii*. Die Verschriftlichung der entsprechenden *stabilimenta* bezeugten sechs *capitularii*, vier *constituti iudices* und zwei *advocati*. Die formale Rolle des Grafen beschränkt sich bei dieser Regelung bereits auf *consilium*.³⁸

32 Als erste moderne Darstellung ist der 1879 in Band VII der HGL als „Note 47“ veröffentlichte Beitrag „Sur la commune de Toulouse“ von Ernest Roschach (213-253) zu nennen. Roger Limouzin-Lamothe stellte seiner Edition der Kartulare der beiden Stadthälften in La commune de Toulouse (1932) eine Analyse der Stadtkommune im 12. Jahrhundert voran (99-239), die John Hine Mundy in Liberty and political power in Toulouse (1954) in entscheidenden Punkten korrigierte. Zur institutionellen Entwicklung der Kommune bleibt letzteres Werk maßgeblich, auf das sich die neueren zusammenfassenden Darstellungen stützen.

33 Zu den Details von Namen und Erhebungsweise der in dieser Region und Zeit gebräuchlichen Abgaben vgl. Auguste Molinier, Étude sur l'administration féodale, in: HGL VII, ibs. 172-80.

34 AA1:14.

35 Schon für 1123 heißt es im *Chronicon Sancti Saturnini Tolosae* (HGL V, col. 50): *Exercitus Tolosanus ivit apud Aurencam ad solvendum et liberandum dominum Ildefonsum*.

36 Eine ausführliche Diskussion der verschiedenen Hypothesen zur Entstehung des okzitanischen Konsulats bietet Limouzin-Lamothe, La commune de Toulouse (1932), 99-116, die Mundy, Liberty (1954), 191f., aufnimmt. Demnach kann man annehmen, daß sich die in den Städten ad hoc (und in Anlehnung an traditionelle Organisationsformen) entstehenden Gremien Namen und Vokabular nach italienischem Vorbild gaben.

37 AA1:4 und 5.

38 Die einzelnen Etappen des Kampfes um die verschiedenen Kompetenzen, von Marktregulierungen bis zur hohen Gerichtsbarkeit – eines Kampfes, der bis zum Ende des tolosanischen Grafenhauses und der städtischen Autonomie hundert Jahre später nie eindeutig entschieden wurde –, sind das eigentliche Thema von Mundy, Liberty (1954). Dieser weist auch darauf hin (28f.), daß sich die „Machtstrukturen“ in Tolosa um 1150 gegenüber denen des 11. Jahrhunderts sehr vereinfacht hatten. Die Vizegrafen der Stadt hatten im Verlauf der unruhigen Jahre um 1100 jede Rolle verloren und beschränkten sich seitdem auf ihre Besitzungen im Carcin. Die verschiedenen kirchlichen Einrichtungen (Bischof, Abteien, auswärtige Klöster) spielten in Tolosa im Jahrhundert nach der für die okzitanische Kirche so

In den 1170er Jahren erreichte die Kommune ein weiteres Maß an Autonomie. Die ursprünglich offenbar als lokaler gräflicher Beraterkreis fungierenden *capitularii*, die sich nun bevorzugt *consules* nannten,³⁹ entschieden einen innertolosanischen Rechtsstreit, ohne daß dabei der Graf oder seine Agenten außerhalb der Datierung in Erscheinung trat. Das *commune consilium* wurde zum *consilium capituli*: Die zwölf (1180 schon vierundzwanzig) Konsuln waren dabei, die kommunalen Institutionen zu monopolisieren. Die Entwicklung des gräflichen Vikariats macht den Prozeß noch deutlicher. 1164 tritt neben den *vicarius* Ponç de Vilanova, zugleich *capitularius* und Angehöriger einer der bedeutendsten städtischen Familien, ein *subvicarius*, dessen Name *Espanholus* bereits auf einen ganz anderen Hintergrund verweist.⁴⁰ Ab den 1170er Jahren trugen dieser Espanhol und seine ebenfalls nicht allzu hochgestellten Nachfolger allein den Titel *vicarius*, der sich auf mehr oder minder untergeordnete polizeiliche Funktionen beschränkte, administrative Aufgaben für den Grafen (insbesondere Einnahme von Abgaben) ausübte und diesen gegebenenfalls vertrat, wenn er vor die konsularische Gerichtsbarkeit zitiert wurde.⁴¹ Die politische Führung der Kommune stand nicht mehr konfliktlos als fürstliche Funktionäre zur Verfügung.

Welches Ausmaß diese Konflikte erreicht hatten, zeigt sich in einem Ereignis von 1178.

einschneidenden gregorianischen „Reform“ keine temporale Rolle mehr. In Tolosa stand, modellhaft betrachtet, die Kommune allein dem Grafen gegenüber.

- 39 AA1:33. Diese Bezeichnung setzte sich in den folgenden Jahrzehnten städtischer Autonomie durch. Ab Mitte des 13. Jahrhunderts kehrte die Stadt zum älteren *vir de capitulo/capitularius* zurück; das okzitanische Äquivalent *sénher del Capitol* wurde, französisiert zu *Capitoul*, zur offiziellen Amtsbezeichnung bis 1789. Seit der Renaissance pflegte die Stadt die schmeichelhafte Etymologie *capitoul* < *capitolinus*, was zu der Tradition führte, man habe neben Rom und Konstantinopel das einzige *capitolium* des Imperiums gehabt. Die Philologen des republikanischen Zentralstaates zerstörten im 19. Jahrhundert die Legende, was die Tolosaner nicht daran hindert, ihr Rathaus bis heute „Capitole“ zu nennen.
- 40 AA1:3. Ein solcher bloßer Herkunftsname unterschied sich bereits stark von den sonst in den Dokumenten üblichen mehrgliedrigen Namen. Mehrere Argumente sprechen zudem dafür, in diesem Espanhol einen getauften Juden zu sehen. Herkunftsnamen dieser Art traten häufig für nicht adaptierbare hebräische Namen ein, und ein Jude namens Espanhol ist in Tolosa um diese Zeit bezeugt – der Vikar Espanhol allerdings trat 1186 dem Hospitaliterorden bei und wird vorher nirgends als *iudeus* oder ähnlich bezeichnet, obgleich diese Qualifikatoren um diese Zeit in tolosanischen Dokumenten aufkamen. Mediterrane Fürsten im allgemeinen und die tolosanischen Grafen im besonderen setzten gerne Juden als administratives Personal ein, wobei deren überlegene Ausbildung und prekäre soziale Situation sie gleichermaßen qualifizierten. Graf Raimon V. (1148-1194) und sein jüdischer *baile* in seiner rhodanischen Hauptstadt Sant Gil sind nur ein Beispiel für diese Praxis, die 1208 zu einem Hauptanklagepunkt der Kirche gegen Raimon VI. werden sollte. Vgl. *Gustave Saige*, *Les juifs du Languedoc antérieurement au XIV^e siècle*. Paris 1882, ibs. 16ff.
- 41 Ein solcher Prozeß z.B. HGL VIII n° 100. Zu Geschichte und Funktionen des *vicarius* vgl. *Mundy*, *Liberty* (1954), 104-14.

I Aristokraten

2 Ein Ereignis : Der « Fall Mauran » 1178

*E pois entrou en Tolosa, foi logo fillar pousada
en casa d'un grand' erege, non sabend' end' ele nada...*

CANTIGA DE SANTA MARIA 175¹

Peire Mauran muß eine beeindruckende Erscheinung gewesen sein. *Mentior, si non erat inter eos homo quidam aetate grandaevus, rebus locuples, ornatus fratribus et amicis, et magnus homo inter maximos civitatis.*² So beschrieb ihn kein Geringerer als Heinrich von Marcy, Abt von Clairvaux und Teil einer päpstlichen Mission, die, vom Grafen Raimon V. selber *adversus Albigenses* zu Hilfe gerufen, im August 1178 in Tolosa eintraf.³ Dem Zisterzienserabt, der seine *res gestae ad omnes Christi fideles* aussandte, war an rhetorischer Zurückhaltung natürlich nicht gelegen. Je gewaltiger sich der Häresiarch ausnahm, den er unter seiner Feder entstehen ließ, umso triumphaler war der Sieg, den die unter anderem aus Petrus von Pavia, Kardinalpriester von St. Chrysogon, und den Bischöfen von Poitiers und Bath bestehende Legation schließlich über ihn errang. Allerdings erwies sich dieser „Sieg“, nachdem Heinrich von Clairvaux seine Feder aus der Hand gelegt hat, als nicht besonders dauerhaft im Kampf gegen den Katharismus. Der *magnus homo inter maximos civitatis* hatte, dreißig Jahre vor dem Albigenserkrieg, alles in allem den längeren Atem.

Heinrichs Bericht bietet keinen schlechten Zugang ins Tolosa des späten zwölften Jahrhunderts. Wenige Quellen vor 1208 verlassen so weit die Diktion der notariellen

-
- 1 „Als sie nach Tolosa kamen, fanden sie Obdach bei einem mächtigen Ketzer, ohne daß sie dies merkten...“ Die Cantiga, die die Geschichte der Santiagopilgerfahrt zweier Alemannen erzählt, nimmt eine Geschichte aus dem hundert Jahre älteren *Codex Calixtinus* (II 5) auf, die auch bereits präzise in Tolosa lokalisiert ist. Erst in der Cantiga aber ist der böse Wirt, der den einen Pilger fälschlich des Diebstahls bezichtigt und ihn an den Galgen bringt (von dem ihn Jakob bzw. Maria retten), zum Ketzer und Wucherer (*erege usureiro*) geworden und wird am Ende nicht hingerichtet, sondern verbrannt – ein Bild von Tolosa, wie es in der ganzen Christenheit verbreitet wurde.
 - 2 Dieses und alle folgenden Zitate aus Heinrichs Brief nach PL 204, col. 235-240 – *De rebus a se et sociis suis tempore legationis eorum adversus Albigenses gestis*.
 - 3 Die Geschichte dieser Legation ist zu oft unter unterschiedlichen Aspekten behandelt worden, um sie hier ausführlich zu wiederholen. Vgl. *Henri Maisonneuve*, *Études sur les origines de l'Inquisition*. Paris 1960, 129 ff., und die Behandlung der Affäre in *Mundy*, *Liberty* (1954), 60-62; *ders.*, *Repression* (1958), 12-16, und ausführlich in: *ders.*, *Une famille cathare* (1974), 1211ff.

Dokumente. So sehr sich Heinrich andererseits an seine eigenen literarischen Modelle hält,⁴ sind seine Beobachtungen in Tolosa doch individualisiert genug, um nicht als reiner Standardprozeß gegen einen demaskierten Häresiarchen, sondern als Augenzeugnis aus der tolosanischen Oberschicht gelesen zu werden. Ich berichte zuerst den Gang der Ereignisse, wie Heinrich sie darstellt.

Im Jahre 1178 lag die Predigtreise des heiligen Bernhard, die seinerzeit so spektakuläre wie kurzfristige Erfolge gezeitigt hatte, fast vierzig Jahre zurück. Der Katharismus hatte sich in diesen vierzig Jahren weiter ausgebreitet und verankert. Wie immer man die Berichte über das katharische „Konzil“ von Sant Felç de Caramanh im Jahre 1167 liest:⁵ Sicher ist, daß die katharische „Kirche“ inzwischen über eine rudimentäre Organisation, über breite Unterstützung in der Bevölkerung und eine große Zahl engagierter *haeretici perfecti* verfügte. Bezeichnenderweise gibt es keine Anzeichen „spontaner“ Übergriffe des *populus* gegen katharische Prediger, wie sie aus dem Rheinland und anderen Gegenden Europas gemeldet wurden – wobei es dem modernen Interpreten überlassen bleibt zu beurteilen, ob die Okzitanen des 12. Jahrhunderts mehr religiöse Toleranz oder Indifferenz aufbrachten als ihre Zeitgenossen oder ob es keine interessierten Autoritäten gab, die solche Übergriffe inszenieren wollten. Die interessierte Autorität, die 1177 in eindeutigen Worten zum Ketzerkampf aufforderte – Graf Raimon V. selber –, scheint nicht in erster Linie von religiösen Motiven getrieben worden zu sein. Bezeichnenderweise machte der Graf dabei gar nicht erst den Versuch, in irgendeiner Form religiöse Energien in seinem eigenen Land zu mobilisieren. Stattdessen richtete Raimon V. ein Schreiben an den Abt von Cîteaux und offenbar auch an Ludwig VII. (und Heinrich II.), in dem er sich als der wuchernden Häresie gegenüber machtlos schildert und um Hilfe von außen bittet. Wenn er schreibt, gegen die *terrae meae nobiliores*, die sich der Häresie verschrieben hätten, vorzugehen *non audeo nec valeo*,⁶ war das vermutlich die Wahrheit – Ergebnis der eingangs skizzierten Situation, die ihre Wurzeln im 10. und 11. Jahrhundert hatte und die der Graf gerne zu seinen Gunsten verändern wollte.⁷ Die zisterziensisch geführte Mission, die ihm 1178 „zu Hilfe“ gesandt wurde, erfüllte diesen Zweck zumindest gegenüber der ramundinischen Metropole, die in den 1170er Jahren dabei war, ihr Maß an Selbstbestimmung zügig auszuweiten.

Die große Stadt war für den Zisterzienser, *sicut civitas maximae multitudinis, ita etiam dicebatur mater haeresis et caput erroris*. Er war es beinahe seinem Orden schuldig, fortzufahren: *Et ecce inventa est plaga eius magna nimis, ita ut a planta pedis usque ad verticem non esset in ea sanitas*. Diese mehr oder minder voraussagbaren Urteile sind jedoch zugleich präzise Beobachtungen: *Ibi haeretici principabantur in populo*,

4 Dies betrifft nicht nur der reiche Rekurs auf Altes und Neues Testament und die sich in eine jahrhundertalte Tradition einfügende Rhetorik. Das Bild, das Heinrich von der ketzerischen *pestis in terra* malt, vermengt scheinbar präzise Beobachtungen vor Ort mit einem die Interpretation prägenden theologischen Vorwissen, so daß es sinnlos wäre, dieses Bild in Kategorien wie „Fakt“ und „Vorurteil“ auflösen zu wollen. Zu dem Mechanismus, der die Verfolger die georgwöhnte Häresie selbst konstruieren ließ, vgl. Moore, *Persecuting society* (1987), 90f., 110f., und Heinrichs Wortlaut, nach dem Mauran die *Arianæ haeresis pravitas* vorgeworfen wird.

5 Die Katharismusforschung sieht in diesem Treffen, an dem der aus dem Ostreich angereiste „Häresiarch“ Niketas teilgenommen haben soll, den Beginn der in vier Bistümer organisierten katharischen „Kirche“ zwischen Tolosa und der Mittelmeerküste.

6 Schreiben Raimons V. an Alexander von Cîteaux, zitiert nach Mundy, *Repression* (1985), 12.

7 Auf den politischen Kontext dieser Episode gehe ich im zweiten Teil, Kap. 18 ein.

dominabantur in clero ist eine gute Zusammenfassung der Ergebnisse der modernen Forschung über den Platz des Katharismus im öffentlichen Leben und – aus dem Munde eines Nachfolgers des heiligen Bernhard – ein naheliegendes, wenn auch sachlich nicht unbedingt richtiges Urteil über die im 12. Jahrhundert seelsorgerisch nicht allzu offensive tolosanische Geistlichkeit: *Loquebantur haeretici, et omnes admirabantur. Loquebatur Catholicus et dicebant: Quis est hic?*

Dieses Übel mußte eine Wurzel haben. Die Prediger fanden sie, möglicherweise dezent geleitet vom Grafen, in Peire Maura.

Hic erat in urbe illa pereuntium caput, et princeps haereticorum; qui licet tanquam laicus idiota nil saperet, inter eos tamen velut quidam diabolicae sapientiae fons perditionis latices emanabat. Conveniebant ad eum nocte noctuae tenebrae, et ille indumento ad instar tunicae dalmaticaeque vestitus, cum sederet inter eos tanquam rex circumstante in exercitu, erat et inerat desipientium praedicator.

Die theologischen Implikationen dieser sinistren Nachtmesse sind zu interessant, um hier lediglich en passant angesprochen zu werden; jedenfalls muß der Zisterzienser den Erfolg dieses ungebildeten Laien konstatieren:

Totam penitus urbem discipulis suis et disciplina repleverat; quippe cui aliquis de urbe prae fortitudine sua resistere non auderet.

Das Kräfteverhältnis wandelte sich selbstverständlich schlagartig mit dem Eintreffen der Mission: *conterriti sunt in Sion peccatores, possedit tremor hypocritas...* Nun konnte man sich dem Kern der Häresie zuwenden. *Episcopus, et quidam de clero, et consules civitatis aliique viri fideles* wurden aufgefordert, nach bestem Wissen und Gewissen die Häretiker, *vel complices vel actores*, schriftlich anzuzeigen, *nulli penitus vel amore, vel pretio, vel cuiuspiam necessitudinis* [!] *ratione parcentis*. Solcher diversen Solidaritäten ungeachtet trafen in wenigen Tagen „unzählige“ Namen ein, unter denen sich Peire Maura anbot, um *ab illo inchoare iudicium*. Heinrichs ausdrucksstarke Schilderung des Ersten Ketzers mag bis zu einem gewissen Maße einer Logik a posteriori entspringen. Andererseits zeigt der Gang der Ereignisse, daß sich im Fall Maura unter viel Rauch jedenfalls ein Feuer verbarg.

Der Graf, für den der Moment gekommen war, seine Autorität zur Geltung zu bringen, hatte zunächst gewisse Schwierigkeiten zu meistern:

Missis igitur apparitoribus suis, praecepit eum [Maura] comes Sancti Aegidii⁸, qui fideliter nobis aderat, accersiri. Sed ille in multitudine divitiarum suarum et parentum numerositate confidens, primae citationis edictum fastuosae dilationis colludio declinavit.

Daraufhin schlug der Graf eine vorsichtiger institutionelle Tonart an:

Altera ergo die praedictus comes blanditiis magis quam terroribus utens, eumdem Petrum per amicos et notos leniter advocavit, et eum nobis tandem post difficultates plurimas, mistis cum terrore blanditiis, praesentavit.

8 Die ramundinischen Grafen wurden unterschiedslos nach den beiden Metropolen ihrer binnenländischen und ihrer rhodanischen Länder genannt: *comes Tolose* oder *comes Sancti Aegidii*. Der berühmteste Namensträger ist Raimon IV. „de Saint-Gilles“, Anführer des Ersten Kreuzzugs.

Zunächst bestritt Mauran rundweg den Vorwurf der „arianischen“ Häresie. Daß er darauf den Eid verweigerte, hat im Rahmen von Heinrichs Ketzerprozeß-Protokoll beinahe topischen Charakter. Immerhin notiert Heinrich ein Detail, das mit der katharischen Ablehnung der Eidesleistung zunächst nichts zu tun hat: *requisitus an hoc iuramento probaret, simplici assertioni suae tanquam viri nobilis et illustris credi oportere contendit*.

Nachdem solche Formfragen im Sinne der Anklage beigelegt worden waren, nahm der Prozeß seinen üblichen Lauf. Mauran blieb unter allseits reichlich fließenden Tränen „verstockt“. Der Angeklagte wurde dem Grafen überantwortet, *et haereticus iudicatus, statimque sub diligenti pollicitatione parentum custodiae publicae mancipatur* – den verurteilten Ketzer in den Kerker zu werfen, wagte keiner. Die Wirkung blieb dennoch nicht aus:

Volat facti rumor per vicos et plateas amplissimae civitatis, aperiuntur ora fidelium, et catholicae plebis labia in tua, Christe, praeconia resolvuntur... et deinceps verbum fidei crescebat, et multiplicabatur in dies.

Der Umschwung der öffentlichen Meinung zeigte Peire Mauran, daß seine Position unhaltbar wurde. *Domino respiciente compunctus* erklärte er sich zur Unterwerfung bereit, die gleich am nächsten Tag in der Abteikirche Sant Sernin in aller Form⁹ in Szene gesetzt wurde. *Petrus ille... nudus et discalceatus adducitur, caedentibus eum hinc inde episcopo Tolosano, et abbate Sancti Saturnini, donec ad pedes legati in ipsis altaris gradibus se prosterneret*.

Für Peire Mauran war die Sache damit noch lange nicht ausgestanden. Neben den eigentlichen Bußstrafen mit reicher christologischer Semantik¹⁰ befriedigten die Sieger des Falles ihre materiellen und strategischen Interessen an ihm:

Ecclesiarum bonaquae abstulerat reddere, usuras omnes quas acceperat restituere, damna pauperum quos afflixerat resarcire, et castrum quoddam suam, quod haereticorum conventiculis profanarat, ab ipsis fundamentis evertere.

Dieses Beispiel vor Augen, hatte der Legat, als er *ad alios manu misit... quos vel suspicio publica, vel accusatio privata notaverat*, leichtes Spiel. Wer hier welche Rechnungen beglich, bleibt im Dunkeln, läßt sich aber angesichts der Mauran auferlegten Bedingungen mutmaßen. Jedenfalls war die kirchliche Mission mit ihren Leistungen zufrieden genug, um sich dem nächsten Problem zuzuwenden, dem benachbarten Albigés, *perditissimam regionem*, deren Vizegraf Rogier Trencavel gegenüber dem Katharismus eine ganz andere Politik verfolgte als Raimon V. und sich *in ultimos et inaccessibiles terrae suae fines* zurückzog, während die Mission ihres Amtes waltete.

9 Die *penitentia publica* war zu dieser Zeit nur noch bei schweren, der Öffentlichkeit bekannt gewordenen (oder gemachten) Verfehlungen üblich und hatte einen mehrfach festgelegten liturgischen Rahmen bekommen. Vgl. Vogel, *Les rites de la pénitence publique* (1966), 140 (Regino von Prüm: *sacco induti, nudis pedibus, vultibus in terram prostratis*). Zu Beginn des Albigenserkrieges nutzte Graf Raimon VI. diese Zeremonie und nicht zuletzt den Präzedenzcharakter des „Falles Mauran“, um sich und seine Länder durch seine spektakuläre „Unterwerfung“ unter den Legaten in in den Schutz der Kreuzzugsimmunität zu bringen.

10 *Poenitentia illi talis iniungitur, quod infra quadraginta dies a patria sua exsulaturus [!] abscederet, in servitio pauperum Hierosolymis triennio moraturus. Interim vero singulis diebus Dominicis ecclesias Tolosanae urbis nudus et discalceatus cum disciplinalibus virgis iussus est circuire...*

Wie lange Peire Mauran noch die sonntäglichen Schläge ertragen mußte und ob er je ins Heilige Land aufgebrochen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls erfreute sich der *grandaevus* noch zehn Jahre später bester Gesundheit und eines guten Leumunds als *burgensis Tholosanus*,¹¹ wenn er nicht sogar mit dem *Petrus Maurandus* identisch ist, der schon vier Jahre später zum Konsul gewählt wurde. Welchen Erfolg die Mission seiner Ordensbrüder in Tolosa insgesamt gehabt hatte, konnte Arnaut Amalric, Abt von Cîteaux und Anführer des Albigenserkrieges, dreißig Jahre später am besten beurteilen.

Es soll hier aber nicht um den kirchlichen Aspekt der Mission von 1178 gehen, die sich im nachhinein als Präliminarium zu 1209 ausnimmt. Ich möchte an den Text ein paar Fragen stellen, um herauszufinden, ob sich unter der ketzerkämpferischen Topik und der theologischen Rhetorik ein Bild der Stadt von 1178 wiederfinden läßt, Fragen, deren Antworten andere Quellen geben müssen, damit sie einen Zugang eröffnen, wie diese Stadt funktionierte:

Was macht einen *magnus homo inter maximos* aus? *Rebus locuples, ornatus fratribus et amicis*? Wie setzt ein solcherart geschmückter Mann seine Aktiva ein?

Wie wurden er und seinesgleichen *rebus locuples*, und was war nötig, damit sie es blieben? Welchem Zweck sollten die materiellen Bußen dienen, die dem Verurteilten auferlegt wurden, und warum wurden sie so gewählt?

Welche Berechtigung hatte es, wenn sich Peire Mauran als *in parentum numerositate confidens* zeigt, und wie organisierten er und seinesgleichen diese Rückversicherung?

Welchen Grund außer häretischer „Verstocktheit“ mochte Mauran haben, sich der ersten Vorladung seines Grafen zu verweigern? Und was für eine Bedeutung hatte es, wenn der Graf statt einer zweiten Vorladung, *blanditiis magis quam terroribus utens*, Verwandte und Bekannte zu ihm schickte?

Was genau verlor Mauran, wenn er dazu verurteilt wurde, *castrum quoddam suum ab ipsis fundamentis evertere*? Und welchen Zweck hatte diese Anordnung außer dem, den Häretikern ihr Konvent zu nehmen?

Wozu brauchten die Häretiker überhaupt einen Konvent? Auf welchem Hintergrund legt Heinrich den Tolosanern das bedeutungsschwere *Quis est hic* in den Mund? Waren sie ihm gegenüber so *hypocritas*, wie es dem Zisterzienser erschien?

Und mußte Peire Mauran sich an teuflischen Quellen laben, um in der Lage zu sein, seine Anhänger in seinen Bann zu schlagen, *tanquam laicus idiota nihil saperet*?

Auf den folgenden Seiten verlasse ich die Geschichte der Kommune. Einmal mehr verweise ich auf John H. Mundy's Arbeit zu diesem Thema, in der nachgezeichnet wird, wie sich ein „urban patriciate“ die gerade geschaffenen Institutionen aneignete und sie zwei Jahrzehnte später wieder verlor. Mich interessiert dieses „Patriziat“ selber: seine Mitglieder, die Kategorien, in denen es sich beschreiben läßt, den Gebrauch, den seine Mitglieder von seiner Existenz machen konnten. Ihre politische Macht, ihr Zugriff auf das Konsulat, ist dabei nur einer unter vielen Aspekten. Dabei bin ich den Quellen dankbar für jede Information, selbst wenn sie mehr als einmal nicht viel mehr als anekdotischen Wert zu

11 *Ego Petrus Maurandus burgensis Tholosanus...* Text seines Abschwurs zitiert nach Mundy, *Une famille cathare* (1974), 1222. Lebensdaten und -geschichte von Peire Mauran auch in: *ders.*, *Repression* (1985), 230.

haben scheinen – im Sinne der Faktenreihe, von der Pierre Bourdieu spricht.¹² Die Fragen, die sich an den Brief des Abtes richten lassen: Wer ist das Patriziat? Worauf beruht seine Vorrangstellung? Wie stellt es sich her, wie schreibt es sich fort? Wie verhält es sich zu den Fragen des Jenseitigen, und wie artikuliert es seine Schwierigkeiten mit dem Diesseits? – diesen Fragen gehe ich im folgenden nach.

Die erste Frage ist dabei: Gab es dieses Patriziat eigentlich?

12 Erwin Panofskys Interpretation der Worte *inter se disputando* im Skizzenbuch des Villard de Honnecourt erörternd, schreibt Bourdieu, *Soziologie der symbolischen Formen* (1974), 14: „Diese Kleinigkeit verdankt ihre Beweiskraft allein ihren Beziehungen zu anderen Tatsachen; insignifikant, solange sie abgelöst von den Beziehungen betrachtet werden, die eine systematische Hypothese herzustellen erlaubt, gewinnen diese ihren wahren ‚Wert‘ nur als organisierte Glieder einer Reihe.“

3 Annäherung an das Patriziat

„When, in discussing class, one finds oneself too frequently commencing sentences with ‘it’, it is time to place oneself under some historical control, or one is in danger of becoming the slave of one’s own categories... Class itself is not a thing, it is a happening.“

E.P. THOMPSON¹

Die Kriterien

Aus dem 12. Jahrhundert sind 380 Namen von *capitularii* und *consules* der Stadt Tolosa erhalten.² Wer diese von Anfang an überwiegend, gegen Ende fast ausnahmslos aus zwei- oder mehrteiligen Namen bestehenden Listen durchsieht, schließt sich den Feststellungen von Limouzin-Lamothe und Mundy an: Die Stadt wurde von einer Oligarchie dominiert.³ Wenn aber Einigkeit darüber besteht, daß die Konsulatslisten die Existenz eines städtischen Patriziats⁴ als Ausgangshypothese zulassen, kann sich eine genauere Untersuchung dieses

- 1 Thompson, The peculiarities of the English (zuerst 1965), in: *ders.*, The poverty of theory and other essays (1978), 295.
- 2 Diese Zählung beruht auf der Zusammenstellung in Mundy, Liberty (1954), 173-188, die die von den bei Limouzin-Lamothe, La commune de Toulouse (1932), 243-256, nach den Dokumenten des städtischen Kartulars gedruckten Listen um vier aus anderen Dokumenten stammende Listen ergänzt. Die Länge der Listen der einzelnen Jahre schwankt zwischen drei bis vier und 24 Namen (letzteres ist offenbar ab 1180 die Norm). Die 25 Listen verteilen sich auf achtzig Jahre (die erste wird von Mundy auf ca. 1119/30 datiert), wobei sie nur in den letzten beiden Jahrzehnten ziemlich regelmäßig sind – was sowohl in der institutionellen Entwicklung der Stadt als auch in der Entstehungsgeschichte des Kartulars (vgl. Kap. 21) begründet ist. Zur Terminologie und der Funktion der „Gremien“, deren Mitglieder aufgelistet werden, vgl. Limouzin-Lamothe, La commune de Toulouse, 117-127, und Mundy, Liberty, 31ff.
- 3 Mundy, Liberty (1954), 44: „During the middle quarters of the twelfth century..., a group of well-to-do-families gradually moved towards leadership. A true urban patriciate was forming in Toulouse during these years.“ Limouzin-Lamothe, La commune de Toulouse (1932), 150f.: „En somme, il est à peu près hors de doute que la Commune de Toulouse appartient constamment à une oligarchie assez fermée“. Es ist schwer verständlich, warum dem Herausgeber des Kartulars und ersten Kompilator der Konsulatslisten das teilweise vollständige Verschwinden der Namen dieser „Oligarchie“ in der Folgezeit entging und er die zitierte Feststellung ohne Abstriche auch für das 13. Jahrhundert trifft. Er fährt fort: „[La Commune] n’eut jamais une organisation égalitaire et démocratique qui aurait été contraire à toutes les idées du temps“ (ebd.). War die Vorstellung, daß eine mittelalterliche Oligarchie gestürzt werden konnte, vielleicht „contraire à toutes les idées“ von Limouzin-Lamothe?
- 4 Ich schließe mich Mundy bei der Verwendung des Wortes an. Im Laufe der Untersuchung wird deutlich werden, warum ich den Begriff „städtische Aristokratie“ mit Vorsicht gebrauche. Eine bewußt normative Definition des Begriffs „Patriziat“ gibt das Lexikon des Mittelalters (Bd. 6, Sp. 1797): „eine geburtsständ[isch] weitgehend abgeschlossene Gruppe städt[ischer] Familien, die vermögend waren, den Rat oder andere städt[ische] Führungsgremien - zumindest eine längere Zeit - beherrschten, sich im Lebensstil, der meist am adligen Vorbild ausgerichtet war, von ihren Mitbürgern unterschieden und vielfach miteinander und mit dem Landadel verschwägert waren.“ Klaus Militzer’s Definition steht im Zusammenhang seines Beitrags zum Patriziat in „Deutschland“. Es wird im folgenden noch deutlich werden, wie viele „grana salis“ die Terminologie erforderlich macht. Wesentlich knapper und leichter anwendbar ist die auf „Frankreich“ gemünzte Definition von Jean-Pierre Leguay (ebd., Sp. 1801): „Als Patrizier werden städt[ische] Notabeln bezeichnet, insbes[ondere] die mit großem Immobilienbesitz ausgestattete Plutokratie der ‚rices homes‘.“ Diese Betonung des wirtschaftlichen Machtelements und

Patriziats aber nicht auf einen Eindruck beschränken. Es wäre auch schade, diese Gelegenheit, Kliometrie zu betreiben, zu verpassen – es wird kaum eine andere geben. Ich präzisiere also:

Mit „Patriziat“ meine ich im folgenden die Träger von achtzehn Namen.⁵ Bei der Auswahl dieser Namen ging ich von Mundys nicht quantifiziertem Eindruck aus, mit dem er „some of the most constant patrician families“ aufzählt.⁶ Seine 26 Namen verglich ich mit den Listen und eliminierte eine Reihe von Namen, die zu selten vorkamen, um ihre Träger einer Oligarchie zuzurechnen. Drei häufig vorkommende Namen habe ich nicht berücksichtigt, weil es sich um nur sehr wenige Individuen handelt, die ihr Konsulat möglicherweise vor allem ihrer juristischen Bildung oder Funktion verdanken.⁷ Schließlich war mir bei zwei sehr häufigen Namen, die sich von gebräuchlichen Taufnamen ableiten – Ramundi und Guillelmi – die Wahrscheinlichkeit zu gering, daß all ihre Träger sich zu einer familiären Einheit zählten.⁸

Meine Auswahl von achtzehn Patriziergeschlechtern ist also stark subjektiv und enthält selbst unter dieser Voraussetzung noch weitere Unwägbarkeiten. Zum einen ist nicht gesagt, daß sich alle Mitglieder einer „patrizischen“ Solidaritätseinheit mit demselben Namen

ihres spezifischen Charakters ist im tolosanischen Fall komplexer, als es im ersten Moment den Anschein hat. Bei beiden Definitionen muß berücksichtigt werden, daß sie sich auch auf das Spätmittelalter beziehen und die Periode um 1200 ganz am Anfang ihrer Betrachtung steht. Mit „geburtsständischer Abschließung“ etwa ist in den wenigen Jahrzehnten, von denen hier die Rede ist, nicht zu rechnen.

- 5 Hier die Namen in einer von oft mehreren lateinischen Formen und ihr okzitanisches Äquivalent, das ich im folgenden verwende:

<i>Barravi</i> / Barrau	11
<i>Carabordas</i> / Caraborda	22
<i>de Castronovo-Pilistortus</i> / de Castelnou-Peltort	14
<i>de Coceano</i> / de Cossan	8
<i>de Escalquenquis</i> / d'Escalquens	13
<i>de Gamevilla</i> / de Gamevila	4
<i>Guilaberti-de Brugariis</i> / Guilabert-de Bruguieras	7
<i>Maurandus</i> / Mauran	9
<i>de Montibus</i> / de Monts	5
<i>de Ponte</i> / del Pont	7
<i>de Prinhaco</i> / de Prinhac	5
<i>de Roaxio</i> / de Roaix	17
<i>Rufus</i> / Ros	12
<i>de Sancto Barcio</i> / de Sant Ibarç	6
<i>de Sancto Romano</i> / de Sant Roman	10
<i>de Tolosa</i> / de Tolosa	9
<i>de Turre</i> / de la Tor	5
<i>de Villanova-de Bovilla</i> / de Vilanova-de Bouvila	17

Die Zahlen geben an, wie oft der Name in den 25 Konsulatslisten des 12. Jahrhunderts erscheint.

- 6 Mundy, Liberty (1954), 280. In seiner Liste fehlt der ziemlich konstant vorkommende Name de Tolosa, vermutlich deshalb, weil Mundy diese Familie, einen Zweig des Vizegrafenhauses von Tolosa im 11. Jahrhundert (die im 12. Jahrhundert, als der Graf die Kontrolle seiner Stadt durch *vicarii* und *baiuli* ausübte, sich auf ihren anderen Vizegrafschaft, Bruniquel im Albigés, beschränkten) ipso facto – oder nomine – zur tolosanischen Oberschicht rechnet.
- 7 *Rogerii* / Rogier, *Rotberti de Tauro* / Rotbert und *Signarii* / Senhier; fünf der sieben *Signarii* betreffen Joan Senhier, verteilt über fast dreißig Jahre.
- 8 Die bedeutende Fernhändlerfamilie Raimon in der Vorstadt könnte man leicht zum Patriziat rechnen, zumal das Qualifikativ *Ramundi de Burgo* wiederholt in den Listen erscheint. Leider ist man dann umgekehrt nicht sicher, ob wirklich alle Ramundi aus dieser Familie so bezeichnet werden.

bezeichneten. Drei herausragende Fälle habe ich in der Zählung berücksichtigt,⁹ aber es gibt zweifellos noch mehr – ganz abgesehen davon, daß die Grenze einer bestimmten Familie ohnehin nicht präzise zu fassen ist. Die achtzehn Familien sind also in mehrfacher Hinsicht eine Minimalauswahl.¹⁰

Wie groß ist nun ihre Präsenz im Konsulat und seinen Vorgängergremien? Von der Gesamtzahl von 360 Namen entfallen 181, also die Hälfte, auf die achtzehn Familien. Angesichts der lückenhaften Überlieferung vor 1180 ist diese Gesamtzahl von sehr begrenztem Aussagewert: Wir wissen nicht, wie das *capitulum* in den Jahren zusammengesetzt war, aus denen sich kein Dokument erhalten hat. Wir wissen auch nicht, wie bei nur drei oder vier *testes* ihre Auswahl zustande kam.¹¹ Erst für die letzten zwanzig Jahre, in denen das jetzt vierundzwanzigköpfige Konsulat meistens vollständig testiert, kann ein einigermaßen zuverlässiger Wert ermittelt werden: 142 von 256 Namen, also 55,5 %, gehören den achtzehn Familien an.¹²

Knapp über die Hälfte – ist das die wahre Präsenz des Patriziats? Kaum, denn abgesehen von der oben beschriebenen „Dunkelziffer“ ist eine andere Erwägung noch bedeutsamer: Es ist unmöglich zu sagen, welche Abhängigkeiten und Einflüsse sich hinter den übrigen 114 Namen verbergen.¹³ Mehr als die persönliche Präsenz des Patriziats im städtischen Führungsgremium ist aus den Listen nicht ablesbar, und die Konsequenz, mit der die *capitularii/consules* die Beteiligung des schwer monopolisierbaren *commune consilium* an der Stadtregierung zwischen 1150 und 1180 zurückdrängten, macht es unwahrscheinlich, daß sie sich auch nur annähernd mit „der Hälfte“ des Konsulats begnügten. Die Unterscheidung von *civitas* und *burgus* muß berücksichtigt werden: Spätestens seit den 1180ern stellten beide Stadthälften je 12 Konsuln; von den achtzehn „patrizischen“ Familien haben aber zwölf ihre Basis in der Altstadt und nur sechs in der Vorstadt.¹⁴ Als letzte Unwägbarkeit kommt hinzu, daß nicht geklärt ist, wie die alljährliche Neuzusammensetzung des Konsulats überhaupt geregelt war. Es begann als gräfliches *capitulum* in der Mitte des 12. Jahrhunderts; die erste uns bekannte formale Regelung ist ein *stabilimentum* von 1222, durch das in einer nach dem Albigenserkrieg völlig gewandelten Lage die Neuwahl durch Kooptation festgelegt wurde.¹⁵ Wie sich während zweier Generationen der Wahlmodus änderte und ab wann er überhaupt als Gegenstand für eine formale Regelung empfunden

9 Castelnou/Peltort, Guilabert/de Bruguieras und Vilanova/Bouvila. 1197 wird ein Castelnou sogar ausdrücklich als *nepos* eines Peltort qualifiziert, ein sehr seltener Fall offener Betonung familiärer Zusammenhänge.

10 Die Astre etwa – eine seit 1081 belegte Familie, die über Kirchenzehnte verfügte, Konnubien mit den Caraborda, Cossan, Tolosa, de la Tor einging, Töchter in den Orden von Fontevrault einkaufte – habe ich allein ihrer geringen Beteiligung am Konsulat wegen nicht mitgerechnet.

11 Ein Beispiel: Während in den vollständigen Listen zwischen 13 und 16 der 24 Namen „patrizisch“ waren, sind es in der unvollständigen Liste von 1186 acht von insgesamt neun.

12 Meistens war zu einem Zeitpunkt nur ein Träger eines Namens Konsul. Aber im 12. Jahrhundert gibt es in 23 Fällen zweimal und in zwei Fällen (1196 und 1197) sogar dreimal denselben Namen.

13 Frenier 1156

14 Daß das „patrizische“ Element im vorstädtischen Konsulat deutlich geringer erscheint, ist nicht unbedingt auf einen Zirkelschluß zurückzuführen. Es gibt in der Vorstadt tatsächlich weniger Konstanz bei den Namen, was wohl damit zusammenhängt, daß sie eine relativ junge Siedlung war und „patrizische“ Macht, wie direkt oder indirekt auch immer fühlbar, noch nicht so gefestigt sein konnte wie in der *civitas* mit ihrer tausendjährigen Siedlungsgeschichte.

15 AA1:75. Diese Regelung hatte allerdings so wenig Bestand, daß man sie selbst in ihrem zeitlichen Kontext eher als Manöver einer Faktion denn als allzu wirksame Norm auffassen sollte; vgl. unten, Kap. 28.

wurde, ist offen. Ich nehme an, daß zumindest im 12. Jahrhundert der Graf ein (eventuell entscheidendes) Mitspracherecht hatte, wobei seine Auswahl von einem jeweils auszuhandelnden Kräfteverhältnis zwischen ihm und einer zunehmend selbstbewußteren Stadtkommune bedingt war.¹⁶ Vor welchem Hintergrund und mit welchen Motiven die einzelnen Konsuln ins Amt kamen, ist nicht zu klären.¹⁷

Meine Festlegung auf achtzehn Familien ist noch willkürlicher, wenn man bedenkt, daß Präsenz im Konsulat nicht notwendigerweise ein zuverlässiger Indikator für „Macht“ oder „Bedeutung“ ist. Da ist etwa der juridische Charakter des Konsulats, der mit sich bringt, daß ein ansonsten belangloser Peire Rogier in seiner Eigenschaft als *causidicus* zu den am häufigsten amtierenden Konsuln gehört. Vor allem aber können wir von einem Gremium, von dem wir noch nicht einmal genau wissen, auf welche Weise es zusammengesetzt wurde, auf keinen Fall sagen, unter welchen allgemeinen Bedingungen Mitgliedschaft möglich oder auch nur erstrebenswert war. Einige der „großen“ Familien nahmen an der Stadtregierung ganz geringen Anteil. Das eindrucklichste Beispiel sind die de Tolosa, die Familie mit der längsten nachvollziehbaren Präsenz, möglicherweise verwandt mit dem Haus der einstigen Vizegrafen von Tolosa¹⁸ und verschwägert mit einer Anzahl der großen Familien des Tolosan, Gründer der Templer- und der Hospitaliterniederlassung. Ihr Name steht neunmal in den Konsulnlisten des 12. Jahrhunderts, während die in anderer Hinsicht weit weniger beeindruckenden Caraborda 22 Konsuln stellten. Eine andere „große“ Familie, die Vilanova/Bouvila, war wiederum mit 17 Konsuln sehr aktiv.

Was all diese Einschränkungen von einer quantitativen Erfassung des tolosanischen Patriziats bestehen lassen, ist die Feststellung: Keine zwei Dutzend familiäre Gruppen beanspruchten mindestens die Hälfte des Konsulats. Im Konsulat, das Ostern 1180 ins Amt kam, saßen 16 Mitglieder der achtzehn Familien neben 8 anderen. Wer waren diese Familien?

Praenomina

*N'aiez longuemant compaignon
que vos ne damandez son non
et lo sornon a la parsome :
Par lo sornon conoist en l'ome.*

CHRÉTIEN DE TROYES¹⁹

Zunächst waren es einige hundert einzelne Menschen. Spuren haben sie nur selten hinterlassen, und sich ihnen zu nähern, ist nur als besonderer Glücksfall möglich. Ich beginne daher mit dem einzigen, das all diese Menschen, soweit wir von ihrer Existenz überhaupt wissen, hinterlassen haben: mit ihren Namen.

16 Auf eine Konsulswahl über Elektoren, wie sie zu dieser Zeit in vielen oberitalienischen Städten praktiziert wurde (vgl. Keller, Wahlformen und Gemeinschaftsverständnis [1990], 350-55), gibt es in Tolosa keinerlei Hinweise.

17 Daß es tatsächlich auf den „einzelnen“ ankam (ein Element einer Beweiskette, die ich unten, Kap. 17 fortführe), entnehme ich der Sorgfalt, mit der die Namenslisten nicht nur geschrieben, sondern bei der Anlage des Kartulars 1204-05 auch kopiert wurden.

18 Diese hatten nach einer bewegten Phase um 1100, in der die gregorianische Reform und zwei längere Perioden der Kontrolle der Stadt durch den Herzog von Aquitanien zusammentrafen, ihre Rolle in und um die Stadt verloren, waren aber im Albigés weiterhin von Bedeutung.

19 Le conte du Graal, ed. Charles Méla. Paris 1990, v. 523-526.

Welche Bedeutung der Name in den Tiefen der „pensée sauvage“ der mittelalterlichen Europäer gehabt haben mag, soll die Betrachtung von 349 Taufnamen aus dem tolosanischen Patriziat nicht erläutern. Ebenso wenig soll sie durch die Suggestionskraft von Zahlen und Prozenten einen Eindruck von Vollständigkeit oder Repräsentativität vermitteln.²⁰ Ich erwarte lediglich, daß diese Namen, wenn sie in ausreichender Menge auftreten, etwas über das Selbstverständnis derer verraten, die sie auswählten – darüber, welchen Vorbildern sie folgten, welche Solidaritäten sie demonstrierten, welche Rücksichten sie nahmen.²¹

In einer Studie über die Taufnamen im Languedoc hat Jean-Louis Biget, eine Reihe von Urkundensammlungen und Registern aus dem 9. bis 14. Jahrhundert zugrunde legend, die Namen von etwas über 20 000 Menschen analysiert.²² Für die ersten drei Jahrhunderte sind dies vor allem die Namen derer, die in den Sammlungen der *Histoire générale de Languedoc*²³ in Erscheinung treten, und somit überwiegend „hoch“ gestellte Persönlichkeiten – eine Auswahl also, die es interessant macht, sie mit den Namen der tolosanischen Patrizierfamilien zu vergleichen. Bigets Untersuchung zeigt eine leichte Zunahme der Verbreitung lateinischer/christlicher Namen auf Kosten der zweigliedrigen germanischen Namen vom 9. zum 12. Jahrhundert, die aber bei weitem in der Mehrzahl bleiben (und zwar bei der Zahl der inventarisierten Namen ebenso wie bei der Zahl ihrer Träger): von über achtzig Prozent im 9. Jahrhundert sinkt der Anteil der Träger germanischer Namen auf knapp über siebzig Prozent gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Diesen steht ein Anteil lateinischer Namen von knapp dreißig Prozent (davon fast alle mit der christlichen Tradition verbunden) gegenüber.

Die Herkunft der Namen tolosanischer Patrizier weist fast genau die gleiche Verteilung auf.²⁴ Sieben von zehn dieser Männer trugen einen germanischen Namen, knapp drei von zehn einen aus der römisch-mediterranen Kultur stammenden.²⁵ Die Zahlen und ihre

20 „In Frankreich unternimmt man den Versuch, Einstellungen und Haltungen zu ermitteln, indem man zählt.“ *Roger Chartier*, Text, Symbol und Frenchness. Der Historiker und die symbolische Anthropologie, in: *ders.*, Die unvollendete Vergangenheit (1989), 58.

21 Die Methode ist dabei recht schlicht: Als Material dienen mir sämtliche Namen, die John Hine Mundy in seinen Familienstudien (*Repression* [1985], 127-303) für 13 der von mir als „patrizisch“ isolierten Familien herausgearbeitet hat. Die Konsulatslisten, die naheliegendste Quelle für diese Art von Studie, sind aus dem einfachen Grund ungeeignet, daß es unmöglich ist, eventuelle Homonyme zu erkennen. Die Familien sind: Barrau, Caraborda, Castelnou/Cortasola, Cossan, Escalquens, Gamevila, Mauran, Monts, Roaix, Tolosa, Tor, Vilanova. Ich zähle dabei die Zweifelsfälle möglicher Identitäten jeweils als zwei unterschiedliche Personen, was zu einer leichten Verzerrung des Bildes führen mag; allerdings sind diese Fälle sehr selten. Was den Zeitrahmen angeht, habe ich alle Personen von Mundys frühester Identifizierung (Ende des 11. Jahrhunderts) bis einschließlich des 13. Jahrhunderts gezählt. Damit überschreite ich signifikant meinen Zeitrahmen; beim Betrachten der Namen fällt aber auf, daß sie innerhalb eines Stammbaums über den gesamten Zeitraum sehr stabil sind – überraschend stabil, wenn man an die Ereignisse dieser zwei Jahrhunderte denkt. In dieser Hinsicht ist dies eine Glosse zum Kontinuitätswillen einer Oberschicht.

22 *Biget*, L'évolution des noms de baptême (1982), 297-341.

23 HGL V, col. 64-1307 (insgesamt 4 496 Personen).

24

	Biget, 1101-1173	tolos. Patrizier
germanisch	73,5 %	70,8 %
lateinisch	26,5 %	27,5 %
(lat.-christl.	25,7 %	24,9 %)

25 Zwei Namen sind in keine der Kategorien einzuordnen: der latinisierte baskische Herkunftsname Gasc (*Vascus*) mit zwei und der Name Toset (*Tosetus*, okzit. Diminutiv zu *tos* „Knabe“) mit vier Trägern. Toset gehört im übrigen in ein Feld mit seinen lateinischen Pendants Bonmacip (*Bonus Mancipius*)

Übereinstimmung wirken präziser, als sie sind – die Namenslisten sind auf zu unsystematische Art zustandegekommen –, deuten aber darauf hin, daß die tolosanische Oberschicht bei der Namenswahl im wesentlichen den gleichen Gewohnheiten folgte wie die der ganzen Region sowie andere Schichten ihrer eigenen Stadt.²⁶

Das gleiche Bild ergibt sich, wenn man die einzelnen Namen betrachtet. Die sechs häufigsten Männernamen entsprechen in Tolosa schon 63,9 % aller Träger (57,9 % im Languedoc nach Biget). Darunter ist nur ein lateinisch-christlicher: Peire (*Petrus*), bei weitem der beliebteste aus der mediterranen Tradition, der in Tolosa an zweiter Stelle liegt. Biget konstatiert für die gesamte Region eine ähnliche Beliebtheit und weist außerdem darauf hin, daß der Name des vatikanischen Märtyrers vor der Jahrtausendwende nur sehr vereinzelt vorkommt.²⁷ Esteve (*Stephanus*) hingegen, der zweithäufigste Heiligennamen, ist in Tolosa deutlich beliebter als in der Region, was wohl damit zusammenhängt, daß der Erzmärtyrer der Patron der tolosanischen Kathedrale ist. Andere Heiligennamen treten nur vereinzelt auf; die zunehmende Popularität von Joan (*Johannes*) ist in Tolosa wie auch in der Region ein Phänomen des 13. Jahrhunderts.

Die Hälfte der männlichen tolosanischen Patrizier trägt einen von fünf germanischen Namen: Arnaut (*Arnaldus*), Bernat (*Bernardus*), Bertran (*Bertrandus*), Guilhem (*Willelmus*) und Raimon (*Raimundus*).²⁸ Die Popularität dieser Namen ist weder eine geographische noch eine soziale Besonderheit. Immerhin fallen einige Abweichungen auf, die es erlauben, etwas über die tolosanischen Patrizier zu sagen, was über die schlichte Feststellung hinausgeht, auch sie seien Kinder ihrer Zeit gewesen. Da sind zunächst die Namen Arnaut und Bertran, die im tolosanischen Patriziat drei- bzw. zweimal so häufig sind wie in der Region. Auf der anderen Seite ist der Name Guilhem im Patriziat nicht einmal halb so häufig wie in der Region. Der Name Arnaut (der einzige dieser fünf, den nie ein Graf von Tolosa trug) mag, wenn man seine Verbreitung unter den Handwerkern betrachtet, eine Art lokales Phänomen sein; die Häufigkeit bzw. Seltenheit von Bertran und Guilhem ist offenbar eine Eigenart des Patriziats. Aber am auffälligsten ist die Häufigkeit des Namens Raimon, der im Patriziat 63mal vorkommt, doppelt so oft wie der nächsthäufige Arnaut.

Warum? Was Raimon angeht, ist die Antwort naheliegend: man befindet sich in der Stadt der „ramundinischen“ Grafen, einer Stadt, die sich noch im 17. Jahrhundert mit dem

oder *Bonus Puer*, ein Name, der im 12. Jahrhundert offenbar sozial neutral war und von Mitgliedern der Familie Mauran ebenso getragen wurde wie von Juden.

26 Mundy, Liberty (1954), 273-75, zählt alle ihm dokumentarisch bekannten tolosanischen Handwerker vor 1230 auf. Von den 101 Taufnamen sind 61 germanischer und 32 lateinisch-christlicher Herkunft.

27 Die Verbreitung des Namens Peire ist laut Biget sozial unterschiedlich: Während die alten hochadeligen Häuser den Namen nur selten (die Grafen von Tolosa nie) übernahmen, setzte er sich stark in den kleineren vizegräflischen Familien, bei *milites* und bei Klerikern (die, soweit wir wissen, meist aus demselben Milieu kamen oder sich zumindest an ihm orientierten; vgl. Kap. 6) durch - möglicherweise eine Untermauerung von Magnou-Nortiers These über Widerstände und Unterstützung der gregorianischen Reform.

28	Biget, 1101-1150	tolosan. Patrizier	101 Handwerker
Arnaut	3,0 %	9,7 %	13
Bernat	10,6 %	8,0 %	11
Bertran	3,3 %	6,9 %	1
Guilhem	17,1 %	8,9 %	13
Raimon	13,0 %	18,1 %	13
zusammen	47,1 %	51,7 %	51

Epitheton « *la Ciutat mondina* » schmückte.²⁹ Aber der Machtbereich der Grafen Raimon IV., V., VI. dehnte sich über das ganze ‚Languedoc‘ aus, ohne daß sie in demselben Maße zu Paten ihrer Oberschichten wurden.³⁰ Die Vorliebe der tolosanischen Patrizier für den Namen ihrer Herrscher bekommt im Vergleich etwas Demonstratives, umso mehr, als die Raimons in allen Familien ähnlich stark vertreten sind. Die symbolische Identifikation mit dem Grafen blieb nicht beschränkt auf die, deren Lebensumstände möglicherweise von diesem Grafen garantiert wurden. Der onomastische Haushalt des Grafen ging über den konkreten weit hinaus.

Das soll nicht heißen, daß die Onomastik nicht auch in anderen Teilen ihres Reiches derartige Loyalitäten mitteilen konnte. Guilhem, in der Gesamtregion so viel populärer als Raimon, ist schließlich der Name dessen, der als karolingischer Graf von Tolosa in die Heldenepik ebenso einging wie als Eremit und Klostergründer in die Hagiographie.³¹ An den beiden Namen Guilhem und Raimon lassen sich anscheinend tatsächlich aristokratische Einstellungen ablesen. Die Nachkommen des heiligen Paladins verloren im Machtkampf des 9. Jahrhunderts gegen die „Ramundinen“ (Raimon I. ab 852), die dann bis 1249 herrschen sollten, hielten sich jedoch in den Vizegrafschaften des Küstenlandes. Claudie Duhamel-Amado zeigt, daß diese Orientierungen bis ins 12. Jahrhundert verfolgbar sind.³² Noch im Albigenserkrieg zeigen sich die Mächtigen der Küstenregion überwiegend unwillig zur Solidarität mit Raimon VI. oder sogar bereit zur Entente mit den Invasoren, während im Binnenland der Widerstand gegen Kirche und (später) Krone viel dauerhafter war. Wie sich solche Dispositionen in der Praxis realisierten, ist schwer einzuschätzen; ich werde in anderem Zusammenhang darauf zurückkommen.³³ Festzuhalten bleibt vorerst, daß sich jedenfalls in der onomastischen Praxis ein signifikanter Unterschied zwischen den Guilhems des Küstenlandes und den Raimons des Binnenlandes abzeichnet. Der Name Ponç (*Poncius*) verweist nicht nur auf einen Lokalheiligen, sondern seit Anfang des 10. Jahrhunderts auch auf das Grafenhaus. Die Aneignung des heiligen Pontius durch die Grafen, die sich auf der konkreten wie auf der symbolischen Ebene in den Kontext der Festigung ihrer mediterranen Herrschaft bringen läßt,³⁴ zeigt hier vielleicht den gewünschten Erfolg unter den Aristo-

29 Der tolosanische Lyriker Pèire Godolin (1580-1649) nennt seine Sprache und seine Gedichtsammlung nach dem alten Grafenhaus der Stadt, die zu besingen er nicht müde wird: *la lenga mondina, Lo Ramelet Mondin*.

30 Auch die anderen von Biget analysierten Quellen des 12./13. Jahrhunderts (Kartular der Abtei Silvanès, *inquisitio* im Dorf Montguiscart bei Tolosa, *Saisimentum comitatus Tholosani*) ergeben für Raimon Werte zwischen 12,8 und 13,6 Prozent. Ob die Ramundinen tatsächlich „spirituelle Verwandtschaften“ mit tolosanischen Patriziersöhnen eingingen, ist in keinem einzigen Fall nachweisbar.

31 Als epischer Held war er *Guillaume au court nez* (eigentlich nicht „Kurz Nase“, sondern „Krummnase“ - *al corb nas*) oder *Guillaume d'Orange*; als Eremit gründete er die später ihm geweihte Abtei Sant Guilhem del Desert.

32 In *Genèse de la noblesse septimaniennne* (1992), 83 spricht sie, auf ihrer Studie des küstenländischen Adels vom 9. zum 12. Jahrhundert aufbauend, von einem „héritage immatériel“, das unter anderem bis um 1150 jede matrimoniale Allianz zwischen Ramundinen und mediterraner Aristokratie verhinderte.

33 Im vierten Teil, Kap. 27.

34 Raimon III. Ponç (924-um 972) war der erste Graf, der dem provenzalischen Märtyrer eine besondere Verehrung entgegenbrachte; der Name blieb in der Familie ein gebräuchlicher Beiname; vgl. *Genty, Les comtes de Toulouse* (1987), 75-80. Zentrum des Kults war die Abtei Sant Ponç de Tomeiras, am Übergang der Küstenebene in die Cevennenausläufer gelegen und gleichzeitig die nördlichere der beiden Ost-West-Routen (Tolosa - Küstenebene) kontrollierend, die für das „ramundinische Reich“ wesentlich sein konnten. (Die Abtei des heiligen Wilhelm, Sant Guilhem del Desert, liegt noch weiter östlich im Hinterland der Küstenebene.)

kraten der eher mittelbar tolosanischen Länder. Er ist in der Region deutlich häufiger als im tolosanischen Patriziat (5,7 % gegenüber 3,2 %),

Ähnlich wie die des tolosanischen Raimon, des mediterranen Guilhem und des ausgleichenden Ponç verläuft die Geschichte des Namens Berenguier (*Berengarius*). In den Jahren 900-1050 findet Biget im ‚Languedoc‘ diesen Namen insgesamt neunmal. In dem halben Jahrhundert danach sind es 21, von 1100 bis 1150 nochmals 29 Träger – ein Sprung, der zeitlich genau zusammenfällt mit der Festigung der Macht der Grafen von Barcelona in Katalonien und ihrem Ausgreifen nach Okzitanien. Ein vorher praktisch unbekannter Name setzte sich bei denen, die in den Einflußbereich von Ramon Berenguer I. und seinen Nachfolgern gerieten, massiv durch.³⁵ Unter den 349 Patriziernamen in Tolosa, das nie in den barcelonesischen Machtbereich geriet, sind hingegen nur zwei Berenguiers. Schließlich sei noch angemerkt, daß in diesem Patriziat, das für den Namen Raimon eine solche Vorliebe hatte, eine Reihe damals in Europa berühmter Namen völlig fehlt: kein Heinrich, kein Ludwig, kein Friedrich.

Auch bei den Heiligen gibt es Namen, die fehlen. Die Pilgerstadt an der Via Tolosana ignorierte den Namen des Heiligen von Compostela; einen Jaume (*Jacobus*) findet man im tolosanischen Patriziat ebenso wenig wie unter den Handwerkern.³⁶ Aber auch der Stadtheilige und Märtyrer, dessen riesige Abteikirche mit ihren Reliquien ein Schatz der Stadt war und dessen Schutz sie im Albigenkrieg gegen die Heere des Papstes reklamieren sollte, motivierte niemanden, sein Kind Sernin (*Saturninus*) zu taufen. Die „Spiritualisierung“ der Taufnamen, die Biget mit anderen als Ergebnis der Schwächung alter Solidaritäten und ihrer Namen seit dem 11. Jahrhundert ausmacht, fand in Tolosa in ziemlich begrenztem Umfang statt. Dafür gab es wahrscheinlich gute Gründe. Zwar war in der tolosanischen Oberschicht um 1100 ein ziemlich fester „Familiename“, Patronym oder Toponym, der wichtigste Ausdruck für Solidarität und Prestige einer dieser familiären Gruppen geworden. Damit hörte die entsprechende Funktion der Taufnamen aber nicht auf. Befreit von der Rigorosität des Leitnamenssystems, konnten sie doch weiterhin Zeichen familiärer Solidarität bleiben, und zwar umso besser, je seltener sie waren. In neun der dreizehn untersuchten Familien sind ein oder mehrere Namen auffällig häufig, bis hin zur Monopolisierung: Toset bei den Tolosa, David und Alaman bei den Roaix, Aton bei den Monts, Ponç bei den Vilanova, Bonmacip bei den Mauran.³⁷ Auch innerhalb eines Familien-„Clans“ dienten bestimmte Taufnamen offenbar zur Kennzeichnung eines Zweiges: Joan bei den Cortasola, einer Seitenlinie der Castelnou; Oldric im vorstädtischen Zweig der Caraborda; Duran in einer Linie der Barrau. Alles in allem waren die Taufnamen als Zeichen sozialer Bindungen und Anhänglichkeiten unterschiedlicher Reichweite semantisch auch um 1200 noch reich genug.

35 Die auffällige Popularität des Namens Bertran im Patriziat könnte man mit dem Hinweis auf Graf Bertran (1105-1112) erklären. Andererseits hat sein Nachfolger Alfons Jordan (1112-1148) kaum derartige Spuren hinterlassen: unter den 349 Patriziern ist kein Alfons und nur vier Jordans (und dieser Name mag, ebenso wie bei dem während des Ersten Kreuzzugs geborenen und im heiligen Fluß getauften Grafen, eher das spirituelle Prestige von Palästinareisenden reflektieren als dynastische Anhänglichkeit). Ein wahrscheinlicherer Grund ist, daß Bertran ein traditioneller Name war, während der Name Alfons aus der iberischen Tradition stammt (Graf Alfons Jordan war ein Enkel von Alfons VI., König von Kastilien und León).

36 Bei Biget beträgt der Anteil 0,06 % (1101-1150).

37 Daneben „vererbten“ sich auch gebräuchliche Namen in einigen Familien stärker als in anderen: die vielen Peires bei den Mauran, die Arnauts bei den Barrau usw. machen John Mundy oft die Identifizierung schwer.

Das gilt zumindest für die männlichen. Die Frauennamen waren, in scheinbar agnatischen Familienverbänden nicht überraschend, wesentlich variabler und vielfältiger als die Männernamen. Bei Bigets Untersuchungen ist diese Konzentration auf wenige Namen (der Quotient aus der Menge der Personen und der Menge der Namen) bei den Männern dreimal so groß wie bei den Frauen. Daß dies nicht nur auf die viel geringere Präsenz von Frauen in den Dokumenten (280 gegenüber 4 496) zurückzuführen ist, bestätigt Mundy,³⁸ der in Tolosa sowohl zahlenmäßig als auch im Hinblick auf Herkunft und Ableitung „schichten“übergreifend eine größere Bandbreite von Frauennamen feststellt. In den Familien des Patriziats finden sich neben den weiblichen Formen gängiger Namen (Raimonda, Bernarda usw.) Frauennamen germanischer (Titburga, Austorga) und seltener mediterraner (Elena, Constança) Herkunft, daneben Adjektivformen, wie sie als Männernamen unüblich waren (Bruna, Blanca), und Herkunftsamen (Pictavina, Bigordana, Lombarda), die, da sie bei den Männern zumindest im Patriziat nicht vorkommen³⁹, zumindest ursprünglich auf Extremfälle von Exogamie verwiesen haben mögen – wobei der Name Antioica ähnlich wie der in einigen Familien häufige Männername Jordan wohl eher ein „Orientalismus“ ist. Häufig sind schmückende Namen, mit der stolze Väter ihre Töchter ausstatteten und die mehr mit den Eulogien der Trobadors zu tun haben als mit der Gemeinschaft der Heiligen: Géncer, Asaut, Comtors, Veziada, Castellana. Vereinzelt genügt die Angabe der väterlichen Familie, um eine Gattin oder Schwägerin dokumentarisch zu fixieren: Caraborda, Barrava.

Ein letztes Indiz über den sozialen Ort dieser Familien geben ihre Taufnamen noch her: Die germanischen Namen sind fast durchweg fränkischer Herkunft, vor allem die fünf extrem häufigen. Der Name Aimeric (*Aimericus*; 3,2 %) ist beinahe der einzige Zeuge des westgotischen Erbes.⁴⁰ Diese Hinterlassenschaft ist komplexer und verborgener; von ihr wird im Zusammenhang mit dem Albigenkrieg zu sprechen sein.

Cognomina

„Le nom est bien le symbole du clan; une sorte de mot totémique, aux vertus réputées magiques“ – so Jacques Heers in seiner Studie über den Familienclan in mittelalterlichen Städten.⁴¹ Allein die Erfindung eines gemeinsamen „Familien“-Namens und seine konsequente Verwendung ist ein Vorgang, der mit dem Wunsch nach sozialer Distinktion nur blaß beschrieben wäre. Indizien für oder gegen Heers' ziemlich weitgehende Analogie, den Gebrauch anderer „Totems“, liefert das tolosanische 12. Jahrhundert allerdings nicht; ebensowenig ist dort die Rede von den im engeren Sinne heraldischen Ausdrucksweisen von Gruppenbindungen – deren Fehlen um diese Zeit allerdings noch kein Indiz für das Fehlen

38 Mundy, *Men and women* (1990), 39f.

39 Der Name Alaman, der durch Heirat in die Familie Roaix gekommen ist, verweist nur sehr mittelbar auf eine alemannische Herkunft der Familie der Braut: Die im Albigés verankerte Linie der Alaman gehört zum engsten Umfeld der Grafen.

40 Isarn (*Isarnus*), der im südlichen Aquitanien und in Septimanien häufigste westgotische Name (vgl. Billy, *Souvenirs wisigothiques* [1992], 112), war in Tolosa selten; prominentester Isarn war der Bischof, der Ende des 11. Jahrhunderts die Kirchen-„Reform“ in Tolosa durchsetzte.

41 Heers, *Le clan familial* (1974), 106

besagter Bindungen sein muß.⁴² Die tolosanische Oberschicht gibt nicht viel über sich preis. Sie produziert keine genealogische Literatur, sie verbalisiert keine Herkunftsmythen, sie benutzt keine Bilder und Farben, sie vermeidet es geradezu, das latente (und gelegentlich virulente) Konfliktpotential ihrer Gruppen zum Ausdruck zu bringen. *Nomina nuda tenemus*.

Die ersten Namen, die wir haben, kommen aus dem späteren 11. Jahrhundert, und das verrät uns mehr über die Quellenlage als über den Ursprung dieser Familien. Bis 1100 haben vier meiner 18 Familien ihre Spuren in den tolosanischen Dokumenten hinterlassen; Mitte des 12. Jahrhunderts sind offenbar alle bedeutenden Familien über ihren Namen hinreichend definiert.⁴³ Daneben gibt es Familien wie die Astre,⁴⁴ die schon im 11. Jahrhundert mit ihrem Namen belegt sind, aber bis ins 13. Jahrhundert in der Kommune praktisch keine Rolle spielen. Die meisten dieser Familien identifizieren sich durch ein Toponym – nicht überraschend, garantiert doch ein solcherart lokalisiertes „Totem“ auf ganz konkrete Weise seinem Besitzer einen Platz in der Welt. Von den achtzehn Familiennamen sind vierzehn Herkunftsnamen dieser Art, bezeichnet durch *de* und (in lateinischen Texten) den Ablativ Singular oder Plural. Ob es wirklich „Herkunfts“namen sind, können wir nicht mehr sagen. Es gibt die Ortschaften Castelnou-d’Estretefonds, Cossan, Escalquens, Gamevila, Monts, Roaix, Sant Ibarç, Vilanova und Bouvila. Aber haben sie in allen Fällen der lokalen, in die Grafenstadt drängenden Landbesitzerfamilie den Namen gegeben, oder ist der Name der Familie auf eine ihrer oft zahlreichen ländlichen Basen übergegangen?

Welche Art von Übertragung im einzelnen auch stattgefunden haben mag: Die Ortsnamen bestätigen Jacques Heers’ toskanische und ligurische Erkenntnisse über den Ursprung der städtischen patrizischen Familien als „prolongement“ des Umlandes.⁴⁵ Sieben der Orte, die genauso heißen wie eine Familie, liegen im Tolosan, fünf davon innerhalb jenes Radius’ von zehn bis fünfzehn Kilometern, über den die Kommune bis 1200 die direkte Herrschaft erlangte. Cossan liegt in der Grafschaft Foix (die ein historischer Teil des *pagus Tolosanus* war), drei Dörfer mit dem Namen Sant Ibarç in derselben Gegend bzw. im Albigés. Der Name de Bruguieras (< *bruc* „Heidekraut“) kann von beinahe überallher stammen. Vier Toponyme (de la Tor, del Pont, de Sant Roman – altstädtische Pfarrkirche – und natürlich de Tolosa) weisen auf die Stadt selber zurück. Die Familie Prinhac ist die

42 Der Übergang von der Sippe zum Geschlecht, das Aufkommen der ‚lignage‘ und die Konstruktion von neuen Traditionen der Verwandtschaft sind in den letzten Jahrzehnten gewissenhaft untersucht worden, von regionalen Detailstudien über die Jahrhunderte übergreifende „longue durée“ bis zur beinahe außerzeitlichen Deutung „elementarer Strukturen“. Ich verweise in mediävistischem Zusammenhang auf *Dominique Barthélemy*, Verwandtschaftsverhältnisse und Großfamilie, in: *Duby* (Hg.), Geschichte des privaten Lebens 2 (1990), 95-159, der - mit klarem parti pris - die (nord)französische Aristokratie in diese Fragestellung einarbeitet. Im nächsten Kapitel untersuche ich, ob die tolosanischen Befunde die Übertragung der gängigen Generalisierungen erlauben.

43 Auch unter diesen achtzehn gibt es gewaltige Unterschiede zwischen den dokumentarisch womöglich nur durch einen erfolgreichen Zweig vertretenen Familien wie den de la Tor und den wirklichen städtischen „Clans“: den Barrau, Caraborda, Castelnou, Mauran, Roaix, Vilanova.

44 Vgl. ihre Familiengeschichte in *Mundy*, Men and women (1990), 173-183. Ihr frühes Auftreten hängt mit ihrer Rolle in der Abtei Sant Sernin zusammen, deren Kartular zu den wenigen erhaltenen kirchlichen Archivalien gehört. Die mit den anderen großen Kirchen verbundenen Familien bleiben in jenem Dunkel, das die Revolution von 1789 über große Teile des okzitanischen Mittelalters gelegt hat.

45 „En fait, la commune urbaine, dans le centre et le nord de l’Italie, rassemble des nobles propriétaires de fiefs dans la ville et les faubourgs, puis dans le voisinage immédiat; plus tard, cette même commune citadine tente de soumettre, ou plutôt de s’agréger, les clans familiaux plus lointains, ceux du *contado*“, *Heers*, Le clan familial (1974), 47. In dieser Hinsicht war Tolosa eine typisch italienische Stadt.

einzig, deren Name sich aus der „Fremde“ ableitet (drei Toponyme in Aquitanien, am Unterlauf der Garona – was auch eine Art geographischer Verbundenheit mit Tolosa ist).⁴⁶

Das Übergewicht der Toponyme über die Anthroponyme ist aber nur scheinbar: Zum einen ist ein Ortsname, ganz abgesehen von dem mit ihm verbundenen Prestige,⁴⁷ präzise und relativ leicht monopolisierbar. Die Anthroponyme, die sich als Familiennamen durchsetzten, sind alle ziemlich obskur und in Tolosa als Taufnamen nicht gebräuchlich: Mauran (*Maurandus*), Barrau (*Barravus*), Guilabert (*Guilabertus*, als zweiter Name für die de Bruguieras). Aber der zweithäufigste aller „Familien“namen in den tolosanischen Konsulslisten ist Raimon.⁴⁸ Unmöglich zu entscheiden, wie viele dieser Guilhem Raimon, Peire Raimon, Bernat Raimon sich zu der vorstädtischen Familie Raimon del Taur (*Ramundi de Tauro*) zählten. Womöglich bleibt hier ein Teil des tolosanischen Patriziats von vornherein unauffindbar. Andererseits haben die „aristokratischsten“ Familien früh Wert auf einen eindeutigen Namen gelegt.

Einige Familien

Fünf Familien sind seit den ersten Akten der *capitularii* in den 1130er/40er Jahren regelmäßig vertreten: in der Altstadt die Castelnou/Peltort, die Guilabert/de Bruguieras und die Vilanova/Bouvila, in der Vorstadt die Caraborda und die Mauran. Sie sind sozusagen das Urgestein der Kommune. Die Guilabert, die durch den Besitz der Festung Basagle in der Nordwestecke der Stadt geradezu der Prototyp dessen sind, was in der Literatur oft vorschnell „chevaliers urbains“ genannt wird, verloren gegen Ende des Jahrhunderts zunehmend ihre prominente Position im Konsulat (und 1205 auch die Festung⁴⁹). Die Mauran mußten, vielleicht aufgrund des Exempels, das der päpstliche Legat 1178 an dem „Häresiarchen“ Peire statuierte, eine Weile aus dem Rampenlicht verschwinden und sind erst ab 1197 wieder alljährlich im Konsulat vertreten. Diese umfangreiche Familie tritt in der Überlieferung zuerst im Umfeld der Abtei Sant Sernin in Erscheinung, ähnlich wie die Castelnou, denen aber die beträchtlichen Besitzungen in Stadt und Umgebung, über die die Mauran von Anfang an verfügen, anfangs völlig fehlten. Dafür findet man die Castelnou regelmäßig in der Umgebung der Grafen, auch außerhalb des Tolosan. Die Caraborda schließlich, die in einen altstädtischen und einen prominenteren vorstädtischen Zweig gegliedert sind, machen den Eindruck einer alteingesessenen grundbesitzenden Familie. Dies gilt auch für die Vilanova, die ihre Position (und ihren Besitz) durch ihre Verbindungen zum Umlandadel und zu den Grafen noch ausbauten. Alteingesessene

46 Der Name Prin hac kann sicher auch von einem heute unbekannten Toponym aus dem Tolosan abgeleitet oder auf eine andere Art zustande gekommen sein. Auf keinen Fall sollte man der Familie Prin hac (-Carbonelh) aufgrund dieser spärlichen Indizienlage eine aquitanische Herkunft oder gar Verbundenheit zuweisen. In ihren Aktivitäten im Konsulat, bei Landbesitz und Landerwerb, in ihren Heiratsstrategien erweisen sich die Prin hac als ebenso „tolosanisch“ wie die anderen Familien – in gewisser Hinsicht sogar mehr, wie der Albigen serkrieg zeigen sollte.

47 Zwar wurde selbst der prestigeträchtigste aller Namen, de Tolosa, von anderen Familien benutzt, die weder verwandtschaftlich noch in ihrer sozialen Stellung irgendetwas mit dem patrizischen Clan zu tun hatten. Das ändert aber nichts daran, daß bei den Toponymen, soweit sie vom Patriziat beansprucht wurden, in allen Fällen irgendeine Form von *dominium* im Spiel ist.

48 Und zwar im Nominativ (N. *Raimundus*), nicht im Genitiv, also nicht als Patronym kenntlich gemacht.

49 AA1:37 (Kauf durch die Kommune); vgl. Kap. 22.

Grundbesitzer, *castellani*, gräfliche *fideles* – schon die Familien, die die ersten Jahrzehnte der Kommune dominierten, widersetzen sich eindeutigen Schematisierungen.

In den letzten beiden Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts, der Zeit der kommunalen Autonomie, fallen sechs weitere Familien durch ihre beinahe ununterbrochene Präsenz im Konsulat auf. Eine davon sind die Barrau, die ab 1181 in neun von elf bekannten Konsulaten sitzen. Die Sant Roman, deren *cognomen* auf ihre altstädtische Verwurzelung verweist, hatten auch außerhalb der Stadt bedeutenden Landbesitz. Ähnliches gilt für die Ros, die 1172/73 zwei der vier *baiuli* der *confraternitas* stellten, in der sich die Vorstadt von Sant Sernin organisiert zu haben scheint, bevor Mitte der siebziger Jahre die Gleichberechtigung der Stadthälften im Konsulat institutionalisiert wurde.⁵⁰

Unter den vorstädtischen Konsuln der 1180 und 1190er Jahre kehren zwei weitere Namen beinahe jährlich wieder, de Cossan und d'Escalquens. Beide Familien sind eingewandert, beide tragen als *cognomina* Toponyme aus der Umgebung. Beide verdanken ihre Stellung im Konsulat ihrer juristischen Tätigkeit, aber ihr Hintergrund ist sehr verschieden. In dem einen Fall verlagerte Anfang des 11. Jahrhunderts ein Zweig einer traditionell in der 15 Kilometer südöstlich liegenden *villa* Escalquens begüterten Familie seine Aktivitäten in die wachsende Stadt (und saß schon 1141 erstmals im Kapitel). Insgesamt fünf Mitglieder der Familie wurden bis 1200 Konsuln.

In dem anderen Fall wanderte wahrscheinlich um 1130/40 ein einzelner Mann namens Arnaut aus dem 50 Kilometer südlich gelegenen Dorf Cossan nach Tolosa. Dort erwarb er etwas Land, und zwar nahe der Porta Posamilan, einem der „Tore“ in der wahrscheinlich noch palisadenartigen Befestigung der um diese Zeit sich urbanisierenden Vorstadt Sant Sernin – einem Ort, an dem in mehrfacher Hinsicht noch Platz für ihn war. Sein Sohn, Bernat Peire, etablierte sich dann als Richter in einer Stadt, in der gräfliche, kirchliche, domaniale, arbitrarische und konsularische Gerichtsbarkeit konkurrierten, und brachte es fertig, in allen Typen zu agieren: für den Grafen bzw. dessen *vicarius*, für den Bischof und den Erzdiakon von Sant Sernin, für Schiedsgerichte⁵¹ und eben als (mindestens) neunmaliger Konsul. Diesen Aufsteiger als einen Patrizier zu behandeln, scheint die Fragwürdigkeit meines quantitativen Kriteriums ganz deutlich zu machen. Aber tatsächlich zeigt Bernat Peire de Cossan, daß konsularische Prominenz, auch wenn sie auf einer etwas anderen Qualifikation beruhte, einem Mann und seiner Familie die Türen der höchsten Kreise öffnete – und nicht nur die Türen. Denn als Bernat Peire irgendwann zwischen 1222 und 1225 starb, waren seine sieben Kinder in der tolosanischen Oberschicht fest etabliert. Seine Töchter Mabelha, Guirauda und Bernarda heirateten in die Mauran, Roaix und del Claustre⁵² ein, sein Sohn Bertran heiratete eine Astre. Bernardas Sohn Peire war unter den zwanzig patrizischen Geiseln, die die Stadt 1229 dem König von Frankreich als Garantie für die Ausführung der Bestimmungen des Friedens von Paris stellen mußte. Ein Enkel des Immigranten Arnaut aus Cossan befand sich hier in Gesellschaft von Baronen wie Guiu de Cavalhon, einem engen Freund, und Raimon d'Alfar, einem Enkel von Graf Raimon VI.⁵³

50 Vgl. Mundy, Liberty (1954), 53ff.

51 Diese gerieten in diesen Jahren zunehmend unter die Aufsicht der Konsuln, vgl. Mundy, Liberty (1954), 137-148.

52 Bernardas Gatte Guilhem Raimon war 1222 der erste Konsul dieses Namens. Aber der politische Zusammenhang zeigt, daß diese Familie (deren Namen eine ursprüngliche ekklesiastische Verbindung andeutet) mit den alten patrizischen Familien gegen die „Popularen“ stand.

53 Raimon, Sohn des gräflichen Seneschalls Uc d'Alfar und von Guilhemeta, unehelicher Tochter Raimons VI. Zu Guiu de Cavalhon vgl. Riquer, Los trovadores (1992), III 1185-88 und unten, Kap. 15 und 27.